

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-361847](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-361847)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der kleine Friedensbote.

(Von Karl Stäber.)

Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gelbe und weiße Schürze vertrugen sich auf's Beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, hob es der Bäcker aus der Taufe, und wenn der Bäcker in seinem großen Obstgarten an die Stelle eines ausgehenden Zwalben einen Rekruten bedurfte, ging der Gerber in seine schöne Baumschule, und hob den schönsten Mann aus, den er darin hatte, eine Pflaume, oder einen Apfel, oder eine Birne, oder eine Kirsch, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder magern Platz gestellt werden sollte. — An Ostern, an Martini und am heiligen Abend kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, immer, einen großen Korb unter dem Arme, zu den Nachbarn hinüber und theilte unter die kleinen Pathen aus, was ihr der Hase, oder der gute Märkel oder gar das Christkindlein selbst unter die schneeweiße Serviette gelegt hatten. — Je mehr sich die Kindlein über die reichen Spenden freuten, desto näher rückten sich die Herzen der beiden Weiber, und man brauchte keine Zigeunerin zu sein, um aus dem Satz aus ihren Kaffeeschaalen zu prophezeien, daß sie einander immer gut bleiben würden.

Aber ihre Männer hatten ein jeglicher einen Hund, der Gerber, als Jagdliebhaber, einen großen braunen Feldmann, und der Bäcker einen kleinen, schneeweißen Mordax. Beide meinten die besten und schönsten Thiere in ihrem Geschlechte zu haben. Und da geschah es denn eines Tages, daß Mordax ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete. Denn er hatte wahrscheinlich vergessen, daß es nicht gut sei, einem großen Herrn etwas abzuschlagen. Vom Knurren kam es zum Beißen und ehe sich der Bäcker von seiner grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit zermalmtem Genick vor ihm und der Feldmann lief mit dem Knochen und mit eingezogenem Schweif davon. Sehr ergrimmt und entrüstet warf der Herr des Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was half's? Die Handgranate flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern dessen Besitzer durch das Fenster, mitten auf den Tisch, an dem er gerade die Augsburger Zeitung las, und machte in den Wiener Kongreß ein Loch. Ohne zu fragen, woher der Schuß ge-

kommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar in der weißen Schürze und mit den aufgestülpten Hemdärmeln blieb nichts schuldig, Kinder und Leute liefen zusammen, und — hätte ich ihn nur sehen können! — Satan stand gewiß in einer Ecke der Gasse und blies mit vollen Backen in das Feuer. Der Bäcker verließ den Kampfplatz zuerst, aber nur um seinen Nachbar bei Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Zorn der beiden Männer unter, und den Tag darauf wurden sie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurtheilt den todgebissenen Mordax mit einem Reichsthaler zu büßen, da doch, wie er sich als Jagdliebhaber ausdrückte, der kleine Schäfer nicht einen Groschen werth gewesen sei. Der Bäcker mußte für den zertrümmerten Fensterflügel und das Loch in der Zeitung nicht viel weniger bezahlen und sich mit seinem Widerpart in die angelaufenen Sporteln theilen.

Von nun an war zwischen den beiden Familien eine große Klust befestigt. Hinüber und herüber über die Gasse flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin links zur Kirche, so nahm die Nachbarin ihren Weg rechts, saß der Bäcker im Posthause außen in der Stube beim Bier, so nahm der Gerber seinen Platz im Kabinet. Für den ganz schuldblosen Theil, für die Kinder des Gerbers, gaben weder der Osterhase, noch der gute Märkel, noch das heilige Kind durch die Frau Pathin mehr etwas ab.

So ging es fast drei Jahre. Einmal, am Ende des dritten, setzten sich der Gerber und seine Hausfrau Nachmittags an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tischlade herauszog, war kein Wecken zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Wilhelm, kurzweg Helm, der neben ihr auf den Behen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: „Mutter einen Groschen! ich hole das Brod.“ Dann wandte er sich in seiner kindlichen Eilfertigkeit an den Vater und sagte: „Heut aber laß ich nicht herum, und wenn's beim Thorbäcker kein Brod gibt, geh' ich wieder einmal zu dem Herrn Pfetter und der Frau Göttel hinüber.“ — Der Gerber, welcher vielleicht die anklopfende Gnadenhand des Herrn verspürte, sagte nicht Ja und nicht Nein darauf und ließ den kleinen Unmuß ziehen. Im ersten Brodladen hatten aber die Wecken schon alle ihre Käufer gefunden,

und Helm kam wieder zum Thor herein, laut singend, wie es manchmal lebhafteste Kinder mit ihren Gedanken zu machen pflegen, daß es die ganze Gasse hören konnte: „Heut geh ich zum Herrn Pathen! heut geh ich zum Herrn Pathen!“ Ungehalten über den argen Schreihals, wollte sein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenster aufbringen konnte, war der kleine Sänger zum Tempel hinein, und — lehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote wieder zurück. Statt des Delzweigs hatte er einen geschenkten Eierring in der Hand, und rief, über die Schwelle in die Stube herein stolpernd: „Der Herr Pathe läßt Vater und Mutter recht schön grüßen, und ich soll bald wiederkommen.“

Noch an dem nämlichen Abend wechselten die Nachbarn einige freundliche Worte über die Gasse, am folgenden saßen die weiße und gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beisammen, am dritten zeigten die Weiber einander die Leinwand, zu der sie in den bösen drei Jahren oft mit ihren Thränen über den unseligen Zwist den Faden geneigt hatten.

Und es war hohe Zeit, daß der Herr den Friedensboten erweckt hatte. Denn einige Wochen darauf versiel der Bäcker unerwartet schnell in einen Nervenfieber-Schlaf und aus diesem nach wenigen lichten Augenblicken in den Todeschlummer. — Gott gebe ihm eine fröhliche Urständ! Amen.

Zwei Zusätze.

Unter dem Titel: „Sonderbare Anstellung“, hat der, dazumal um drei Dezennien jüngere Hinkende Bote, in seinem Kalender für das Jahr 1858 ein schnurriges Stücklein erzählt, das er seinen lieben Lesern, bei denen es vielleicht schon längst in Vergess gekommen ist, mit zwei drolligen Zusätzen nochmals aufzischen will, welche beweisen, wie schwierig es manchem Glässer und mancher Gläserin wurde, sich ein reines und korrektes Französisch anzueignen. Nach dieser kurzen Einleitung kommt nun zuerst das Aufgewärmte.

Der Bote saß einmal im „Möhrenkopf“ am Fischerstaden zu Straßburg und trank einen Schoppen. Am nämlichen Tische ließen sich einige andere Gäste das Bier auch gut schmecken, und es wurde von Diesem und Jenem gesprochen. Der Abend fing zu dämmern an und einer der Männer, ein Ruprechtsauer, dachte an die Heimlehr.

„Na denn, Andres, bleib noch ein wenig,“

sagte der ihm Gegenüberitzende, „wir sind ja schon lange nicht mehr so gemüthlich bei einander gewesen, drum zahl' ich gern noch ein Känel.“ „Nein, schön Dank,“ antwortete der Ruprechtsauer; „ich muß fort, der Feld- und Gartendiebe wegen, die im Dunkeln bequem munkeln, was dann mir wieder auf den Buckel kommt, weil ich, wie du ja weißt, jetzt d'r Gaarbeschangpeter bin.“ Und der Gaarbeschangpeter brach ungefümt auf und wünschte eine gute Nacht.

Des Mannes sonderbarer Titel war dem Boten aufgefallen, daher er sich bei dessen Bekannten am Tische näher nach ihm erkundigte und zu seiner Verwunderung drum erfuhr, daß dies der Ruprechtsauer Bannwart oder Flurschütz, auch Flursbüter sei. Nun ward ihm der Gaarbeschangpeter auf einmal klar; es ging ihm, wie man in Straßburg zu sagen pflegt, „ne Liecht uff wie e Jackel!“ Statt des gemeinen populären Amtstitels „Bangert“, zog der Ruprechtsauer Stoffsranzose Gaarbeschangpeter vor, sprach aber Garde-Champêtre nicht ganz so fein aus wie ein geborener Pariser.

Jetzt noch zwei so „verzwirrwelti“ Wörter, als „Zuegobb“ zum „Gaarbeschangpeter“:

Als der Hinkende Bote, zu Ende der vierziger Jahre mit dem neuen Kalender im lieben heimatlichen Elsaß herumwanderte, schloß er eines Abends in einem gewissen Dorfe — der Name thut nichts zur Sache — sein Tagewerk, um daselbst in dem ihm wohlbekannten Wirthshause „zum Hirsch“ das Nachtlager zu nehmen. Der Wirth und die Wirthin schienen ihm nicht so freundlich und zuvorkommend wie sonst; es mußte ihnen, im Laufe des Tages, etwas Unangenehmes widerfahren sein, das sie so trüb und traurig gestimmt hatte. Und so war's auch. Auf sein theilnehmendes Befragen erfuhr der Kalendermann, daß in den Nachmittagsstunden zwei „Wingarde“, im Volke gemeinlich, „Keller-ratten“ genannt, ganz unangemeldet den Keller visitirt und darin ungesekliches Schmuggeln entdeckt hatten, worauf sie, wie die zungensfertige Wirthin erzählte, heimtückisch lachend wieder abgezogen. „Die wäre jetzt,“ setzte die bekümmerte Frau hinzu, „myh Mann b'stimmt e große Wirrwel (Procès-verbal) mache, un wenn's d'noh vor d'Herre kommt, wurr'd's leider heisse: Do maschier hinteril!“ (Dommages et intérêts: in die Unkosten, den Schaden und die Interessen verurtheilt.)

Die Auffindung und Bereitung des Salzes.

(Naturgeschichtliches.)

Fast kein anderes Natur-Erzeugniß, womit der liebe Gott die Menschen erfreuet, ist von so allgemeynem und vielfältigem Gebrauch als der aus Kali und Säure zusammengesetzte Salz-Stoff. Kali kommt aus dem Arabischen, und heißt Salzpflanze, Salzkraut, wächst am Ufer des Meeres, und seine Asche gibt die sogenannte Sode. Einerseits ist das Salz, versteht sich das Kochsalz, das erste Gewürz für Speisen jeder Art bei allen, sowohl gebildeten als ungebildeten Nationen, dessen Unentbehrlichkeit dabei um so stärker hervortritt, je mehr von Genuße der Nahrung aus dem Thierreiche die Rede ist; andererseits aber ist seine Verwendung zum Einsalzen von Fleisch, Kräutern und Fischen, zur Bereitung von Butter und Käse, zur Herstellung der Salzsäure, des Glaubersalzes, des Chlors, Natrons und Salmiaks, sowie sein Nebengebrauch bei der Färberei, beim Bleichen der Zeuge, bei der Loh- und Weißgerberei, bei der Bereitung des Papiers und des Wachses, bei Zurechtung der Steingut- und Fayence-Glasur, bei der Fabrication des Weiskupfers, bei der Röstung der Silbererze, beim Härten der Feilen, bei der Seifensiederei, bei der Düngung von Grund und Boden, beim Viehfutter, und noch bei tausend anderen Gelegenheiten, von solcher Wichtigkeit, daß es in vieler Beziehung den ersten Getreide-Sorten im Werthe gleichgestellt werden muß. Auch bezeugt es die Geschichte deutlich, daß zu allen Zeiten, unter Völkern jeder Art und Gesittungs-Stufe, wegen verweigerter Benutzung von Salzquellen oder Salzlagern, oft die heftigsten Kriege und Streitigkeiten ausbrachen, und daß zwischen Nachbar-Staaten deswegen nicht selten Haß und Feindschaft entstanden.

Die Menschheit ist dem gütigen Vater im Himmel den größten Dank schuldig, daß Er für die umfassendste Verbreitung des Salzstoffes durch das ganze Naturreich so weisheitsvoll Sorge getragen, und so dessen Auffindung fast überall verhältnißmäßig leicht gemacht hat.

Das Stein Salz ist höchst wahrscheinlich am frühesten von den Menschen aufgefunden, und als Gewürz zur Bereitung der Speisen benutzt worden denn in alter Zeit haben sehr viele Steinsalzlager hoch zu Tage gelegen, das heißt, sich auf der Erdoberfläche gezeigt, und vielleicht ist man zuerst auf die Eigenschaften dieser kostbaren Gottesgabe aufmerksam geworden, weil man in einigen Thiergattungen, namentlich an

den Schafen, die Gewohnheit bemerkte, offen liegende Steinsalzflöße zu belecken.

So gewiß es nämlich auch ist, daß die Steinsalzlager später entstanden als die Ur- und Uebergangs-Gebirge, indem sich zu der Zeit, wo das Meerwasser zuerst vom jetzigen Lande in die gegenwärtigen Grenzen der einzelnen Meere zurücktrat, große Massen von diesem salzhaltigen Wasser in sehr verschiedenen Gegenden nach tiefer gelegenen Stellen des Erdbodens zurückzogen, und hier, in einer freilich sehr langen Reihe von Jahren, allmählig so austrockneten, daß aus der anfänglich flüssigen Masse mit der Zeit wirkliche Salzberge sich bilden konnten — so wenig darf man doch diesen natürlichen Vorgang als einen unumstößlichen Beweis dafür ansehen, daß auch die Menschen ihrerseits den Salzstoff zuerst am Meerwasser wahrgenommen haben, obwohl diese Wahrnehmung bei Fischer-Nationen, See-Völkern u. s. w. allerdings nicht lange ausbleiben konnte.

Sonach dürfen wir also wohl die Steinsalzlager als die ältesten für die Menschheit von der göttlichen Vorsehung dargebotenen Salzniederlagen betrachten, und wir finden auch, daß unkultivirte Völker noch jetzt ihren Salzbedarf ausschließlich von den, in ihrem Gebiete befindlichen Salzgebirgen entnehmen, ohne sich mit der Auffindung tieferer Salzquellen zu bemühen. Solche Steinsalzberge findet man in Peru, im südlichen Amerika, und ihre Ausbeutung gewähret dem dort hausenden Stamme der Lamistas reichlichen Gewinn.

Diese südamerikanischen Steinsalzlager gehören zu der Klasse der hoch zu Tage ausgehenden, deren es auch anderwärts mehrere von bedeutendem Umfange gibt; indessen ist die zweite Klasse, die der bedeckten Lager dieser Art, welche sich mehr oder weniger unterhalb der Erdoberfläche finden, noch um vieles zahlreicher; das merkwürdigste davon ist das doppelte Steinsalzlager zu Wieliczka und Bochnia im österreichischen Königreiche Galizien. Die Reichhaltigkeit desselben ist wahrhaft unerschöpflich, und die ganz bergbaumäßig stattfindende Bearbeitung hat, seit dem zwölften Jahrhundert, stets ihren Fortgang gehabt. Der hier liegende Salzflöz, der übrigens bis ziemlich an die Erdoberfläche reicht, hat angeblich über acht tausend Fuß Länge und über viertausend Fuß Breite. Im Jahre 1842 hatte die Bearbeitung bereits eine Tiefe von achthundert Fuß erreicht, und dreizehn Schächte, von denen einer sogar mit einer Treppe von fünfhundert Stufen versehen ist, führen zu den großen Felsenhallen im

Innern, die ganz allmählig durch das Sprengen und Ausbauen des Salzgesteins entstanden sind, weil man, beim Fortrücken der Arbeit, überall regelmäßige Pfeiler stehen ließ. Während das Facellicht, in dessen Geleite der Beschauer umher wandelt, von den im matten Silberschein flimmernden Salzfelseln mit dem wunderbarsten Farbenspiel zurückstrahlt, eröffnet sich dem staunenden Auge der sonst nirgends wiederzufindende Anblick einer vollkommenen, unterirdischen Stadt. Auf den Straßen derselben begegnen dem Besucher Fuhrwerke mit Pferden, die nie mehr das Tageslicht sehen, und als höchste Zierde des Ganzen tritt ihm eine ausschließlich aus Salzstein gehauene Kapelle, mit Altar und Säulen aus gleichem Material, entgegen. Wie zauberhaft das Schauspiel einer völligen Illumination dieser unterirdischen Hallen und Säulengänge gewirkt haben müsse, was einigemal beim Besuche fürstlicher Personen in Wieliczka veranstaltet worden, kann sich der geneigte Leser vorstellen.

In dieser unterirdischen Salzstadt findet der Beschauer keine todtten Räume; die ganze Anlage erscheint als ein wahrhaft wohnlicher Platz, welchem die ununterbrochene Berufsthätigkeit von mehr als neunhundert, zum Theil hier in der Tiefe geborenen und erzogenen Arbeitern ringsum erfreuliches Leben ertheilt. Diese Leute sind um so eher im Stande lebenslang in ihren unterirdischen Hallen zu verweilen, da sich hier in der Tiefe sogar ein See und Bach mit süßem Wasser findet. Die jährliche Ausbeute dieses größten aller bekannten Salzwerke, wird auf siebenmalhunderttausend Centner Steinsalz geschätzt, und mit Inbegriff der zu zweimalhunderttausend Centnern veranschlagten Ausbeute des benachbarten Werkes zu Bochnia, soll die österreichische Regierung hieraus einen reinen jährlichen Ertrag von zwei Millionen Gulden beziehen. Die Salzmasse selbst ist, wie man sich leicht denken kann, von verschiedener Güte; während die schlechteste Gattung in grünlicher Farbe, mit Thon oder Lehm gemischt, erscheint, und Alles davon, was sich nicht entsprechend ansiedeln und reinigen läßt, nur als Düngersalz u. s. w. verkauft wird, zeigt sich dagegen die reinste aber auch seltenste Sorte in der Festigkeit eines wahren, weißen Krystalls, welches gar keiner weiteren Zubereitung vor seinem Verbräuche bedarf, und aus dem übrigens hier an Ort und Stelle manche sehr artige Kunstfachen verfertigt werden.

Nächst Wieliczka und Bochnia ist besonders Hall, in Tyrol, nicht weit von der Bergfeste

Kuffstein, als ein ausgezeichnetes Steinsalzwerk zu erwähnen. Die reiche Ausbeute desselben liefert ein sehr festes Produkt.

Wenn die Geduld des aufmerksamen Lesers noch nicht erschöpft, und er gerne dem Boten noch zuhören mag, so gehen wir miteinander vom Steinsalz zum Quellsalz über. Bist du's zufrieden, lieber Leser?

Dieses Salz pflegt man aus solchen Quellen zu ziehen, deren Wasser so viel Salzstoff enthält, daß die Mühe des kunstgerechten Ausbringens wirklich belohnt wird. Man nennt dieses Wasser die Soole. Die Salzquellen selbst sind entweder natürliche, das heißt, solche, die seit Menschengedenken ohne künstliche Veranstaltung mit Salzgehalt fließen, wie zum Beispiel die zu Halle, im preussischen Herzogthum Sachsen befindlichen Quellen, oder künstliche, welche man absichtlich an solchen Orten erbohrt hat, wo man aus äußeren Anzeichen, aus dem häufigen Vorkommen der viel Salzstoff enthaltenden Pflanzen, die man krautartiges und staubenartiges Glaschmalz, auf lateinisch: *Salicornia herbacea* und *fruticosa*, nennt, auf das Vorhandensein unterirdischer, ergiebiger Salzquellen zu schließen berechtigt ward. Der Salzgehalt der einzelnen Quellen ist sehr verschieden, auch verändert er sich eben so häufig, als die Stärke des Ausflusses selbst; oder, wie man kunstgerecht zu sagen pflegt, die Böhigkeit dieser Quellen wechselt nicht weniger als ihre Mächtigkeit. Da man nun aber insbesondere den Salzgehalt, also die Böhigkeit jeder einzelnen Quelle, zuvor genau kennen muß, bevor man darüber entscheiden kann, ob ihre kunstgerechte Fassung und Benutzung vortheilhaft zu sein verspricht oder nicht, so hat man zu diesem Zwecke die sogenannten Salzpindeln erfunden, nämlich, chemische Salzwaagen, mit denen der innere Gehalt einer Salzauflösung sich nach gewissen Graden oder Prozenten erproben und abmessen läßt.

Diese wechselnde Verschiedenartigkeit des inneren Gehalts ist bei manchen Salzquellen so groß, daß sie mitunter sich nach und nach ganz in Süßwasserquellen umgestalten, wo man dann höchstens dadurch ihre frühere Eigenthümlichkeit wieder zu erwecken versuchen kann, daß man sie in bedeutend größerer Tiefe aufsucht. Andere Quellen dagegen nehmen allmählig an Salzgehalt zu, und weichen erst späterhin wieder etwas zurück. Sobald die Soole wenigstens sechszehnlöthig ist, so kann sie sofort versotten werden; steht sie aber unter diesem Grade, so muß man sie erst anreichern, das heißt, ihren Gehalt erhöhen.

Dies Letztere geschieht dadurch, daß man einen großen Theil des wässerigen Inhalts der Soole verdunsten läßt, indem man dieselbe durch Dornenwände oder Reiser durchtröpfeln macht. Auf diese Art nämlich wird nicht nur die Verdunstung befördert, sondern auch die Trennung der festen, meistens gypsartigen Theile bewirkt, welche der rohen Soole inwohnen, gleichwohl aber entfernt werden müssen, wenn sich die werthvolle Eigenthümlichkeit des Salzes rein darstellen soll.

Man nennt diese Operation die Gradirung, und es werden dazu die sogenannten Gradirhäuser erbaut, welchen man die Stellung nach der Himmelsgegend gibt, von wo her, nach der natürlichen Ortsbeschaffenheit des fraglichen Salzwerks, das Jahr über der Wind am meisten heranzustreichen pflegt. Um ihm den freien Zugang zu lassen, werden die Gradirhäuser an allen Seiten offen gebaut, und enthalten in ihrem Innern, außer einem Balkengerüste, einige senkrechte doppelte Lattenwände, mit locker aufgelegtem Dornenreisig, an dem nun das Salzwasser zu beiden Seiten langsam herabtröpfelt. Hinauf aber auf die Dornenwände bringt man die Soole durch besonders angelegte Pumptwerke, und oben vertheilt sie sich in lange Rinnen, die mit einer Anzahl von Hähnen so versehen sind, daß die Soole überall hin in kleinen Partien den Dornenwänden zugeleitet werden kann; unten aber sammelt sich die durchgeträufelte Soole in hölzernen Trögen. Hier wird sie geprüft, und, wenn sie noch nicht siedwürdig genug sein sollte, nochmals hinauf auf die Gradirwände gepumpt, wodurch sich natürlich der Gehalt jedesmal verbessert. Auf dem berühmten Salzwerk zum Dürrenberg, bei Merseburg, steigt sich, nach jeder Wiederholung des Gradirens, der Gehalt um vier bis fünf Grade.

Wird nun die Soole für hinreichend siedwürdig gefunden, so schreitet man sogleich zu deren Verdunstung. Die Siebepfannen in den Siebehäusern oder Salzkotben sind aus Eisenblech zusammengenietet, und stehen auf einem wenig erhabenen Herde, dessen Feuer mit Torf, Kohlen oder Holz unterhalten wird; in neuerer Zeit ist man darauf bedacht gewesen, wie überhaupt in jedem Geschäfte, auch beim Salzsieben die Feuerung so sparjam als möglich einzurichten. Das Abdampfen der Soole bis zur völligen Krystallisation des Salzes, nennt man das Stören. Sobald die Krystallisation begonnen hat, die man noch durch Beimischung von Rindsblut zu befördern pflegt, weil solches die Absezung des obersten Schaumes erleichtert, der, als der unreinere Theil, sich

erst von den Krystallen trennen muß, so geht man zu der zweiten Operation, zu dem sogenannten Soggen über, das heißt, man unterstützt die Krystallisation durch neue Feuerung unter der Masse, und schaufelt dann die sich immer mehr anhäufenden Salz-Rindchen in bereit gehaltene Körbe, während der trübe Bodensatz in den Pfannen, Mutteratz genannt, besonders entfernt wird. Den Beschluß der ganzen Operation macht endlich das Trocknen der noch feuchten Salzkryalle in den Darrstuben mit künstlicher Wärme; und somit ist das Salz zum Versenden und zum Verkaufe bereit.

Die Quellsalzwerke, welche man kunstgerecht benutzt, sind mehr oder weniger über ganz Europa vertheilt. So gibt es deren zum Beispiel, im heutigen Bezirk Vothingen, zu Chateau-Salins, Dieuze, Saaralben, Moyencic und Montmorot; das zu Sulz unterm-Wald, in unserm lieben Elsaß, ist eingegangen aus Mangel an Ergiebigkeit und Salzgehalt der Quelle. In England gibt's deren in der Grafschaft Chester, in Portugal, zu Rio-Major, in Savoyen, zu Montiers, in der Schweiz, zu Bey, in Toscana, bei Volterra, in Galizien, zu Sambor und Starajol, in Ungarn, zu Somar, in Polen, zu Slonok und in Rußland, zu Staraja Russa in Gouvernement Nowohorod; in Deutschland aber, welches verhältnißmäßig am reichlichsten damit versehen ist, bei Halle und Merseburg im preussischen Herzogthum Sachsen, zu Halle in Westphalen, zu Münster am Stein in Rheinpreußen, zu Schönebeck bei Magdeburg, zu Salzderhelden im Hannoverschen, zu Ubeslohe in Holstein, zu Sülz im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, zu Salzdahlum im Braunschweigischen, zu Allendorf in Churhessen, zu Ludwigshalle in Hessen-Darmstadt, zu Schwäbisch-Hall, Sulz und Friedrichshalle in Württemberg, zu Reichenhall in Bayern, zu Hallein im Salzburgerischen, zu Smünden in Berchtesgaden, und noch an ungefähr fünfzig andern sehr verschiedenen Orten, daher auch die Deutschen schon lange nichts mehr von Salzangel wissen, während derselbe zuweilen anderwärts vorkommt, und sogar zu Verfälschungen des Salzes durch Gypsmehl und dergleichen verleitet.

Doch überall hat Gottes unerforschliche Güte für die Menschen auch in dieser Hinsicht gesorgt. Länber, welche mit Quellsalz oder Steinsalz nicht hinreichend versehen sind, erhalten Ausbülfe durch das Landeesalz. Dieses findet sich in flachen Landseen, wenn in deren höher liegenden Umgebungen Steinsalzlager vor-

handen sind, in welchen natürliche Quellen Salz ausfließen und solches den Landseen, in die sie einmünden, allmählig zuführen. Man ist jetzt über diese Thatsache um so mehr im Klaren, da man bereits ausgemittelt hat, daß auch das Quellsalz seinen Stützpunkt in solchen lokalen Stein- salzlagern hat. Da nun im Sommer viel Wasser aus den Landseen durch die Sonnenhitze verdunstet, so daß das zurückbleibende nicht im Stande ist, den in ihm aufgelösten Salze das Gleichgewicht zu halten, so krystallisirt sich letzteres an der Oberfläche solcher Seen zu kleinen Rinden, die später zerbrechen, untersinken, und sich auf dem Boden der Seen zu einer harten Schicht anhäufen.

Die Uferbewohner von Landseen konnten unmöglich lange ohne alle Kenntniß von dieser Naturerscheinung bleiben, und sobald sie dieselbe wahrnahmen, lag ihnen der Versuch, diese Salzkruete beliebig zu benutzen, schon an sich sehr nahe, selbst abgesehen davon, daß gerade in Gegenden, die mit Landseen ausgestattet sind, das Quellsalz seltener vorzukommen pflegt.

So finden wir denn, daß namentlich Rußland, wo die Landseen zahlreich sind, die Bodenkruete derselben schon seit alten Zeiten als ein unerschöpfliches Salzmagazin dient; was um so leichter geschehen kann, da dieses Landseesalz gar keiner weiteren Bearbeitung bedarf, sondern sich sofort zur Benutzung eignet, wenn die mit Gewalt ausgebrochenen Stücke am Ufer der Lufttrocknung ausgesetzt worden sind, und durch diese die schlechteren Theile sich schon von selbst absondern haben. Nur etwas mehr grau erscheint das auf diese Art gewonnene Landseesalz, im Uebrigen aber leistet es ganz gute Dienste.

Etwas mehr Mühe macht die Gewinnung des Meerfalzes, bei der man sich auf folgende Weise benimmt: An den Meeresküsten der heißen, und zum Theil auch der gemäßigten Erdstriche, leitet man das Meerwasser durch einen kurzen Kanal in ein flach gegrabenes Becken, verschließt sodann den ins Meer gerichteten Ausgang des Kanals, und läßt die auf diese Art abgeschlossene Wassermaße langsam an der Sonne verdunsten. Nach einigen Wochen wiederholt man diese Operation durch zugelassenes neues Meerwasser und fährt so damit fort, bis in der sich immer stärker verdickenden Salzlake Krystalle anschießen. Letztere sammelt man sodann, stapelt sie zum Trocknen auf, und erhält, nachdem die flüssigen Theile vollends abgelassen sind, ein zwar etwas unscheinbar aussehendes graues Salz, das jedoch ziemlich gut die Stelle des Quellsalzes vertritt.

Diese Gewinnungsart ist besonders in Spanien und Portugal üblich, und zum Theil auch in Frankreich, wo man das Herbeiziehen des Meerwassers in die gegrabenen Erdbecken noch durch besonders angebrachte Schöpfräder zu unterstützen pflegt, während man zugleich nicht bloß ein Becken, sondern mehrere hintereinander anlegt, die sämmtlich durch Kanäle verbunden sind, und die Salzbrühe nach und nach aufnehmen, was um so schneller das Trocknen befördert.

In England treibt man die Verdunstung des Meerwassers an der Luft häufig nur bis zu einem gewissen Punkte und siebet es sodann auf die nämliche Art wie das Quellsalz.

Das Steppensalz, welches in den heißen Erdstrichen als eine Art von Krystall in den dort zahlreichen Sandwüsten oder Steppen nicht selten sich erzeugt, indem es an den Orten aus der Erde ausschwißt, wo wahrscheinlich vor Zeiten Salzseen gestanden, wird um so mehr von den umwohnenden Völkern zum Gebrauch gesammelt, da, wegen der Trockenheit des Himmelsstrichs, andere Salzquellen gewöhnlich dort fehlen. Beispiele liefern, in Amerika, mehrere Gegenden von Brasilien und Paraguay, und in Afrika, die westlich von Abyssinien liegende Ebene von Dankali. —

Dies sind nun die verschiedenen Salzarten. Der Aufsatz ist länger ausgefallen als der Vote meinte, doch hofft er, daß nicht alle Leser die Geduld darüber werden verloren haben, denn es steht doch Manches darin, was nicht Jeder bereits gewußt oder gar schon lange vergessen hätte. Es gibt gewiß viele Menschen, die täglichen Gebrauch vom Salze machen, dabei aber doch nicht genau wissen, wo diese köstliche Gottesgabe eigentlich herkommt. Obgleich ein solcher Aufsatz nicht so viel Vergnügen und angenehme Unterhaltung gewährt als Geschichten, Schurrten und Anekdoten, so enthält er doch etwas, das auch nicht zu verachten ist, nämlich Belehrung, und diese soll, meint der Vote, in seinem Kalender auch nicht fehlen.

Das Märchen vom listigen Moustache.

Von August Stöber.

(Mit einer Abbildung.)

In keiner Provinz Frankreichs hat sich der alte Volkscharakter so treu und vollständig erhalten, als in der Bretagne. Inmitten dieses Reichthums an druidischen Denkmälern, wie sie sonst nirgends zu finden, dieser Dolmen, Feenschlösser, Feensäle, Feengärten u. s. w., wohnt ein einfaches,

ders in Spa
zum Theil aus
erblichsen bei
Erdboden noch
Höflicher zu
zugleich nicht
untereinander
alle verbunden
nd nach auf
Troden be

rdnung des
er bis zu einem
dann auf bi

in den beigen
krystall in der
Stuppen nicht
in Orten aus
heilig vor
so mehr von
behranch ge
es Himmels
dort fehlen
rerer Gegen
in Afrika
Ebene von

Salgarten.
s der Bete
Leher die
dem es
eder be-
vergeffen
die täg-
abei aber
he Gottes-
ein selcher
angenehme
Schwurren
das auch
rung, und
Kalender

oufische.

hat sich der
ändig erdalt
ieses Reich-
wie sie sonst
enschloffer
n einfaches



Das Märchen vom listigen Moustache.

tiefpoetisches Volk, das mit Innigkeit an seiner alten Sprache, seinen Liedern, Sagen, Märchen, Spielen und Ueberlieferungen hängt.

Im Flecken Corlay, in dieser poetischen Provinz gelegen, lebte ein Knabe Namens Moustache, zu deutsch Schnurrbart; er war noch sehr jung, als ihm schon Vater und Mutter starben. Sein Oheim nahm ihn zu sich. Bei dem wuchs er auf, war aber stets von den übrigen Kindern des Hauses getrennt, denn man liebte ihn nicht. Er bekam schmale Bissen und wenn die andern lustig am Tische saßen und Kuchen von Schwarzmehl verzehrten, sah er ihnen vor dem Fenster zu und der Mund wässerte ihm gewaltig darnach, allein er mußte mit leerem Magen abziehen. Trotz diesem führte der Bube ein unbekümmertes Leben und sang fröhlich in den Tag hinein, wie eine Lerche in den Himmel; er sah schon gerne schöne Mägdlein und war dem Feuerweine (Brantwein) hold, wenn er dazu kommen konnte.

Eines Tages jedoch kam's ihm in den Sinn, sein Glück im fremden Lande zu versuchen. Er sagte Niemanden ein Wort davon, nahm an einem schönen Morgen sein Quersäckchen auf den Rücken, nachdem er es mit Brod gefüllt, ergriff seinen Rosenkranz und seinen Stod und schritt lecken Muthes von dannen. Nachdem er den heimatlichen Flecken verlassen hatte und die Häuser und der Kirchturm ihm nachschauten, wurde es ihm denn doch schwer um's Herz und die Thränen liefen ihm wie große Regentropfen die Wangen herab; sobald ihm aber ein Wald die Kirchturmspitze verhüllte, begann er laut singend fortzuzwandern.

So ging er während eines halben Tages rasch dahin und als er müde wurde, setzte er sich bei einem Kreuze nieder und fing an, in sein Brod zu beißen. Siehe, da kamen plötzlich drei arme Reisende und der erste von ihnen sprach: — Guten Tag, lieber Herr, wir sind arme Gottesleute und haben Hunger, gebt uns etwas in Jesu Christi Namen!

— Ein guter Christ kann auf diesen Namen nichts verweigern, sagte Moustache; nehmt, hier ist Alles, was ich habe.

Kaum hatte er ausgesprochen, als die drei Bettler plötzlich in hellem Lichte funkelten; ihre armseligen Lumpen waren in schöne, goldgestickte Gewänder verwandelt worden, und Einer von ihnen sprach:

— Dank, mein wackerer Junge! Ich bin Christus, und diese hier sind der heilige Petrus und der heilige Paulus, meine treuen Diener. Thue drei Wünsche, und sie sollen dir alsobald in Erfüllung gehen.

— Fordere einen Platz im Himmel, flüsterte ihm Petrus heimlich zu.

Moustache hörte ihn aber nicht an. — Sohn Gottes, sagte er, indem er das Käppchen vor dem Heiland abzog, weil du doch so gütig bist, mir drei Wünsche zu gewähren, so verlange ich: ein schönes Weib, das mein eigen sei, ein Kartenspiel, das immer gewinnt, und einen Sack, in den ich den Teufel einsperren könne.

— Deine drei Wünsche sollen erfüllt werden, sagte Christus; ziehe jetzt hin in Frieden!

Alsobald verschwanden die Reisenden, Moustache warf seinen Quersack auf den Rücken und ging weiter.

Bald sah er ein herrliches Schloß vor sich liegen, mit einem großen Taubenhau, und rings herum zog sich ein Lustwald. Er klopfte an der Pforte an, um zu fragen, ob man ihn nicht in Dienst nehmen wolle. Eine alte Frau machte ihm auf, und als sie ihn erblickte, rief sie ihm zu: Herr Jeh! mein schöner Junge, was willst du hier? Willst du vielleicht auch um die junge Prinzessin freien? Ich rathe dir, laß die weißen Blüthen an der Hecke hangen, denn drunter sind Dornen, die reißen dir die Hände wund.

Moustache wußte nicht, was die Alte fafelte. Bald aber erfuhr er, daß das Schloß verwünscht sei, und daß der Fürst, welcher es bewohnte, demjenigen, der die bösen Geister vertreiben würde, seine Tochter „Dornsträuchlein“ (garspern) versprochen habe, und die sei so schön wie die Sterne.

Moustache ließ das Weib kaum austreten und zeigte sich willig das Abenteuer zu bestehen.

Nun führte ihn die Alte in ein großes Gemach des Schloßes, das ringsum mit rothen Tapeten versehen war. Im Hintergrunde stand ein ungeheures Bett und unter demselben eine große Reihe von Fußbekleidungen aller Art, welche den unglücklichen Opfern angehört, die gehofft hatten, das Schloß vom Zauber zu lösen und die schöne Prinzessin heimzuführen. Es standen alda reiche Stiesel von Edelleuten, schwere, eisenbeschlagene Schuhe von Bürgern und Holzschuhe von Bauern.

— Deine Schuhe werden morgen auch hier sein, Junge, sagte das Weib.

Moustache lachte hell auf. Er fürchtete Nichts und erwartete getrost die Nacht.

Als nun die Nacht heranbrach, legte er sich zu Bett. Aber gegen Mitternacht erhob sich plötzlich ein fürchterlicher Lärm. Es rasselte im Schornstein, und eine Menge von Teufeln fielen herab und hielten einander bei der Hand. Jetzt liefen sie im Saale umher. Einer schleppte einen Tisch

herbei, ein anderer stellte Lichter darauf, die er mit der feurigen Spitze seines Schweifes ansteckte; sodann stürmten sie vor das Bett und schriean: Holla! auf Christentind! komm' und setze deine Seele ein, du mußt sie gegen jeden von uns gewinnen.

Moustache stand auf ohne ein Wort zu sagen. Er suchte in seinem Quersack, fand die Karten, die ihm der Herr gegeben hatte, und fing an, mit den Teufeln zu spielen. Er gewann die erste Partie, sogleich ergriff er den Teufel, der verloren hatte, bei den Hörnern und steckte ihn in seinen Sack. Ein zweiter Teufel hatte dasselbe Schicksal, so ein dritter und endlich alle übrigen, und alle steckte er nach einander in den Sack. Nachdem Moustache denselben fest zugeschnürt hatte, legte er sich wieder zu Bett und erwartete den Tag.

Sobald der Hahn anfang zu krähen und es hell war, daß die Mädchen die Schnürlöcher ihrer Leibchen finden konnten, klopfte die Alte an der Thüre, um zu sehen ob der junge Fremdling noch am Leben sei. — Ich bin noch munter und frisch, rief ihr Moustache entgegen. Geht nur gleich und laßt mir alle Schmiede des Landes zusammenrufen; ich habe Arbeit für sie. Dies geschah. — Nachdem alle Schmiede herbeigekommen waren, legte Moustache seinen Sack auf einen Ambos und sagte zu ihnen: Jetzt, Gesellen, schlagt drauf wie auf altes Eisen und stört euch keineswegs an dem Geschrei im Sack!

Die Schmiede fingen an zu hämmern, daß es eine Lust war, die Teufel aber schriean wie Karren, die schlecht gesalbt und geschmiert sind, und bateten um Gnade. Moustache ging in Verhandlungen mit ihnen ein und nachdem er ihnen das Versprechen abgenommen hatte, daß sie nicht mehr auf die Erde kommen sollten, um die armen Christen zu quälen, öffnete er den Sack und die Teufel huschten mit Blitzesschnelle davon und flogen ihren schwarzen Kammern zu.

Also ward das Schloß erlöst und Moustache heirathete die schöne Prinzessin mit den Sternenaugen.

Alein das Glück auf Erden ist wie das Gras und die Blumen auf dem Ager: wenn sie am lieblichsten grünen und blühen, werden sie von der Vorsehung weggemäht. Nachdem Moustache kaum ein Jahr lang in Herrlichkeit und Freude gelebt hatte, starb er.

Trotzdem er aber gestorben war, verlor er seine Fassung nicht. Er stand plötzlich an einem Scheideweg; zwei Wege öffneten sich vor ihm: der eine schien mühsam und voller Dornen; der andere war eine königliche Straße, über welche eine solche Menge von Leuten zog, als wäre

irgendwo in der Nachbarschaft Kirchweih. Moustache, welcher Bequemlichkeit und Gesellschaft liebte, schlug die breite Straße ein und kam geraden Wegs an die Pforten der Hölle.

Er pochte an: Heba! Holla!

— Wer da? fragte Belzebub.

— Ich bin's, sagte der Todte, Moustache! nur aufgemacht!

— Hebe dich weg! rief der Teufel. Wir können dich nicht brauchen, Junge, du bist uns zu pffiffig!

Moustache, der in aller Höflichkeit sein braunes Käppchen abgenommen hatte, setzte es wieder gelassen auf und drehte der Hölle den Rücken.

Nun kam er wieder an den Scheideweg und verfolgte den mühsamen und dornigen Pfad und stand bald an den Pforten des Paradieses.

Er pochte an: Heba! Holla!

Sanct Peter steckte den Kopf zum Himmelsfensterlein heraus.

— Du bist's Moustache? sagte er, was soll fein?

— Ich will mein Plätzlein einnehmen, antwortete Moustache.

— Für dich ist kein Raum im Paradies, erklärte Sanct Peter. Du wolltest ja kein Plätzlein bei uns haben, als dir der Herr drei Wünsche gewährte. Geh' nur weiter. — Und Petrus machte sein Fenster wieder zu.

Jetzt war der arme Moustache doch etwas übel dran und kam sich recht einfältig vor. Teufel und Engel verstießen ihn. Er fragte sich am Kopfe wie ein Seminarist, dem man eine schwierige Frage gemacht. Aber glücklicher Weise war der Bube so froh, daß er die heilige Jungfrau verkauft hätte, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen.

Er dachte, ich muß listiger sein als der Himmelspörtner. Und hiermit ergriff er sein braunes Käppchen mit beiden Händen und warf es über das Thor, in's Paradies hinein.

Nun klopfte er abermals. Petrus fragte ihn, was er wolle.

— Mach' auf, sagte Moustache, und laß mich mein Käppchen holen, das ich im Zorn über die Mauer geworfen habe.

— Ein kluger Mann läßt nicht von seinem Käppchen, entgegnete Sanct Peter; du bleibst draußen!

— O dann, sagte Moustache, bleibt mein Käppchen drin und hält mir mein Plätzchen auf, bis zum Tage der Auferstehung, und nach dem letzten Gerichte mußt du wohl so gut sein, mich unter die Seligen aufzunehmen.

Petrus stuzte bei diesen Worten und schloß ihm auf.

— So komm' denn und hol's, sagte er, mach' aber, daß du gleich wieder hinaus kommst.

Raum aber war Moustache eingetreten, so lief er in's Paradies hinein wie ein junges Füllen auf den grünen Anger.

— Herr Petrus, sagte er, ein kluger Mann läßt nicht von seinem Käppchen, hast du ja vorhin selbst gesagt; ei, so will ich denn auch nicht mehr von dem meinigen lassen.

Und er setzte sich auf sein braunes Käppchen, mit verschrenkten Beinen, wie ein Schneiderlein.

Da begannen die Heiligen laut auf zu lachen und die heilige Jungfrau befahl, daß man ihn nun lasse wo er sei.

Und so sitzt Moustache noch immer auf seinem Käppchen und wartet auf den „Jüngsten Tag.“

Der Mensch denkt, Gott aber lenkt!

Dieser längstbekannte, fromme Spruch hat seine Wahrheit abermals im Leben des reissemühen Boten bekundet! Sein einziger lieber Sohn, der sein Nachfolger im mühsamen Amte werden sollte und auch gerne wollte, ist am 1. August 1887, nach Gottes unerforschlichem Rathschluß, abgerufen worden aus der Mitte seiner Lieben. — Am Geburtstage seines Erstgeborenen, 31. Mai 1830, schrieb der glückliche, dankbare Vater in stiller Herzensfreude, am nämlichen Tage schon, — es war selbiges Jahr der Pfingstmontag, — dem ersehnten Knäblein einen Willkommensgruß, welchen er, nach vorstehenden einleitenden Worten, seinen geneigten Kalenderlesern mittheilen will, in der Hoffnung, die von Herzen gekommenen, einfachen Verse werden bei dem Einen oder dem Andern vielleicht Anklang finden:

Sei, lieber Knabe, freundlich mir begrüßet,
Sei mir willkommen in dem Pilgerland!
Durch meine Brust sich Vaterfreud ergießet
Und fester knüpft sich zarter Liebe Band!
Wir harrten dein mit hoffnungsvollem Sehnen,
Da gab dich Gott, so gütig und so mild;
Jetzt fließen sanft des Vaters Freudenthränen,
Der Mutter Schmerz weicht vor des Erstlings Bild!

Wie sanft du ruhst! des Lebens herber Kummer
Umdüstert noch des Säuglings Wiege nicht;
Wie sanft du ruhst im leichten süßen Schlummer,
Und Friede lächelt um dein Angesicht.
Möge dieser Frieden immer dich umschweben,
Stets dir erblühen der Unschuld reiner Kranz,
Dann darfst den Blick du freudig aufwärts heben
Zu Gottes schönem, lichtigem Sternenglanz.

Noch schaust du nicht der Mutter Hochentzücken,
Ihr Auge nicht, das liebend auf dir ruht;
Sie möchte gern den Liebling ganz beglücken
Und nennet dich des Lebens höchstes Gut!

Sie würde dich um keine Schätze tauschen,
Dich tauschen nicht um einen Königsihron!
Noch siehst du nicht die Gottvergnügte lauschen
Auf ihres Söhnleins leisen, schwachen Ton. —

D blüh' empor zu deiner Eltern Freude,
Du erste Blume uns von Gott gesandt;
Dem giftigen Laster werde nie zur Beute,
Entzieh dich nie der Gärtner treuen Hand!
Wenn unser Abend dämmernd einfiel sich neiget,
Dann mögst du liebend uns zur Seite stehn,
Wenn uns die Last des Alters niederbeuget,
So mögen wir durch dich verjüngt uns sehn!

Dankbares Geschenk zum Namenstag.

Ein großer Liebhaber vom oft ziemlich langweiligen Angelfischen, der von seinen Renten lebte und drum seiner Liebhaberei gut nachgehen konnte, wollte einmal dem Schulmeister seiner Kinder eine Freude machen und ihm Erkenntlichkeit beweisen für die viele und saure Mühe, welche derselbe mit den wilden Schülern hatte. Ein großer, prächtiger Hecht, ein Prachtexemplar, kein „Hyrling“, wie man in Straßburg für „Heuerling“ sagt, war ihm an die Angel gegangen, oder, besser gesagt, daran geschwommen, und hatte sich tüchtig hinein gebissen. Dieser glückliche Fang wurde nun für den Lehrer bestimmt, als Namenstags-Geschenk und noch etwas dazu, das aber nicht in die Augen sprang. Des Fischers ältestes Bublein, der „Susel“, mußte seinen Sonntagsstaat anziehen und mit dem schönen Hecht in's Schulhaus wandern, woselbst ihm das Festgeschenk abgenommen wurde. Der Schullehrer war eben kein gewaltiger Fischesser, denn er konnte die Gräten nicht leiden, welche einem überzweig im Hals stecken bleiben; er hielt's lieber mit einem fetten Schinken oder einem saftigen Hammelquallen, was ihm der Kalenderschreiber durchaus nicht verarget, weil man dort viel herzhafter hineinbeißen kann. Die Schulmeisterin war eine sparsame, ja sogar genaue Hausfrau, und machte folglich den Ueberschlag, daß der geschenkte Hecht wenigstens einen Thaler, ja sogar mehr noch werth sei, daß man ihn in irgend einem Gasthaus der Stadt verkaufen und für das erhaltene Geld eine weit nützlichere und grätenlose Mahlzeit sich verschaffen könnte.

Sie machte ihrem Eheherrn den Vorschlag zum Verkauf des stattlichen Fisches, der zwar anfangs, obgleich er, wie schon bemerkt, kein Freund der Gräten ist, sich dagegen sträubte und meinte, die Sache könnte ja dem Ueberseiber zu Obren kommen, was doch gewiß sehr unangenehm wäre. Schließlich aber willigte er ein

und in einem der ersten Gasthöfe erhielt die Magd für den schönen Hecht auch einen schönen blanken Thaler, den die Frau Schulmeisterin schmunzelnd einstrich.

Einige Tage nach seinem Namensfest geht der Lehrer zu dem reichen, freigebigen Angelfischer und bedankt sich für den prächtigen Hecht, dessen Fleisch sehr zart und schmackhaft gewesen sein soll. Da sich des Empfängers Dank immer nur um den Fisch herumdreht, und zwar auf eine ziemlich laue Weise, so fragt ihn der Rentner am Ende, ob er sonst nichts am Hecht gefunden als wohlschmeckendes Fleisch, indem er demselben mit eigener Hand, ein Goldstück zwischen die scharfen Zähne gesteckt und gedacht habe, die Hausfrau werde solches beim Putzen und Ausnehmen schon finden; das Goldstück sei das eigentliche Festgeschenk, der Fisch nur der stumme Ueberbringer gewesen. Den armen Schulmeister überließ's jetzt bald siedend heiß, bald eiskalt. Er meinte nicht anders als säße er auf Sussen und Nadeln! In größter Verlegenheit stotterte er einige Worte der Entschuldigung und empfahl sich dem ferneren Wohlwollen seines goldspendenden Gönners. Spornstreichs eilte der wie aus den Wolken Gefallene heim und macht der knickischen Frau bittere Vorwürfe wegen ihres unglückseligen Einfalls. Die Magd wird sogleich in den Gasthof abgeschickt um das goldene Füschelein zu reklamiren, welches der Raubfisch im Rachen gehabt; allein da wurde „nichts gereicht,“ wie die Straßburger sagen; das Füschelein war schon in den Sparhasen der Köchin gesprungen, und diese gab vor, von nichts zu wissen. Klagen wollte der Schulmeister nicht, denn die kuriose Sache hätte zu großes Aufsehen gemacht, er und seine Frau wären zum Gespötte der halben Stadt geworden. Zudem mußte er seines Gönners Ungnade befürchten, weil sein prächtiger Fang so schände verschachert worden. Er ließ es drum dabei bewenden und nahm sich fest vor, in Zukunft, wenn ihm wieder einmal ein reicher Liebhaber des Fischfangs einen Hecht zum Präsent machen sollte, demselben vor allen Stücken die scharfen Zähne gründlich zu untersuchen, wie man zu thun pflegt beim Pferdekauf.

Unüberlegt.

„Woburch unterscheidet sich der Hauptmann vom Lieutenant, Kerkut Bendele?“

„Diß weiß i noch nit, Herr Feldwebel!“

„Was nicht! ich glaube, der Bursche kann nicht einmal einen Esel von einem Ochsen unterscheiden!“

Nach der Schlacht.

Erzählung aus dem Jahre 1645.

(Mit einer Abbildung.)

Einer bleiernern Schale gleich, lag ein trüber Himmel über der Erde. Aus den mit hohem Grase und jungem Holze reichlich bedeckten wüsten Ackerfurchen des schönen sogenannten „Nießes“, jener heutzutage so herrlichen und fruchtbaren Gegend des Bayerlandes bei der Stadt Nördlingen, troff Alles vom schweren Regen, der nächtlich gefallen war, und jede Grundfurche hatte sich in eine langgestreckte Pfütze verwandelt, in welcher die beträuften Gräser schwammen. Ferne, von der Südseite herüber, winkte durch die neblige Luft ein hoher, schlanker Kirchturm über eine Waldwüste, ein Kirchturm um den sich die kleine, öde, unglückliche Stadt Nördlingen reihete, welche schon zum zweiten Male in dem längsten und entsetzlichen aller Kriege, dem dreißigjährigen, dem Donner der Kanonen erschüttert, vom graufamen Uebermuth entmenschter Soldaten geängstet und zerschlagen worden war. Die reichen Dörfer, welche noch vor eils Jahren hier geblüht hatten, waren niedergebrannt und lagen in demoosten Trümmern, aus welchen Unkraut empornwucherte. Niemand dachte daran, diese Dörfer wieder aufzubauen. Um aber dieser traurigen Stätte, dem Opfer entsetzlicher Verheerung, die letzte und schrecklichste Schattirung zu geben, lagen hie und da, mitten im jungen Gebüsch, Leichname, theils mit, theils ohne Waffen, theils noch in den Gewändern, in denen sie dem Feinde in einer harten, blutigen Schlacht gegenüber gestanden, theils beraubt, geplündert, geschändet, wenn dem herumstreifenden Gesindel der Leichenräuber noch etwas an den Gefallenen des Nehmens werth geschienen. Und doch war diese Stelle weit, weit entfernt von dem Dorfe Allersheim, wo man gesochten hatte; es war nur die Rückzugslinie des von den Franzosen und Schweden geschlagenen Heeres der Bayern und Kaiserlichen. Tiefe Rabsuren zeigten die Stellen, wo die Kanonen hingerollt waren; unzählige Fußtritte im fetten Lehmboden bewiesen, daß noch viele und tapfere Männer dem Rachen des Todes entronnen, daß die blutigste Hinopferung der Menschen das Geschlecht noch nicht aufgezehrt hatte. Und die Einsamkeit der Gegend bekundete, daß die Sieger zu schwach, zu entkräftet waren, um die Früchte ihres Sieges einzusammeln.

Stille lag über der mit wellenförmigen Hügeln durchzogenen Gegend, Stille des Todes, nicht Grabesstille, denn all' den Leichen grub da Nie-

mand mehr ein Grab; für ihre Beseitigung sorgten die hungrigen Wölfe, welche rüdelweise das Land durchstreiften und sich hähnenartig von den Opfern mästeten, die der unersättliche Krieg ihnen lieferte. Kein Morgenglocklein zitterte mehr in den Lüften; nur des Donners fernes Rollen dröhnte schauerlich heran, denn südwärts tobte noch ein zweites Gewitter und seine schwarzen Wolken zogen langsam und schwer über die Fluren dahin. Da rauschte es in den Gebüsch; ein junger Reitermann lenkte vorsichtig sein Pferd in's Freie und schaute auf zum Himmel, auf die Leichen, auf den hohen fernen Thurm der Stadt Nörblingen, der von der Mittagsseite herüberleuchtete, und auf die düstern Umgebungen. Der Reiter troff, sammt seinem Pferde vom Regen; er hatte die furchtbare Wetternacht, ein verspäteter Flüchtling, im Freien zugebracht. Sein Brustkoller zeigte zahlreiche Blutflecken, sein breiter Filzhut hing schlaff über seine frischen Wangen herab; die Pauensfedern, welche er am Eisenringe, der den Hut umfaßte, befestigt hatte, waren von der Nässe wie Schnüre zusammengetrillt, die schweren Reiterstiefeln waren mit Lehm überzogen; die Pistole und die Armbüchse — Alles zeigte Schmutz und Unordnung, die Spuren der Flucht und des Elendes. Und doch lebte noch Kraft in diesem durchnässten Manne; noch blitzte sein Auge muthig und fest; er, ein halb Verlorener, ein Versprengter, ohne Hülfe, ohne Rath, ohne Freund, unter Todten allein auf weiter, über Haide, hatte mit dem Tageslichte wieder die Hoffnung und den Muth gewonnen und den ersten Schritt zu seiner Rettung gethan.

Allein sein armes, schönes Pferd versagte ihm schon nach wenigen Schritten den Dienst. Tief sank es mit den Füßen in den Boden ein, und als der Reiter etwa eine Viertelstunde weit gekommen war, blieb das matte Thier stöhnend stehen.

Besorgt stieg der Reitermann ab, untersuchte es genau, fand es aber unverletzt; das Pferd war nur vom Hunger elend und ermattet. Da band er es an einen Baum und strich in der Gegend umher, um — ein schreckliches Rettungsmittel — die am Wege liegenden Leichname zu durchsuchen, ob nicht bei einem oder dem andern noch ein Stückchen Brod und Salz sich fände. Dazumal trug der Soldat beständig einen Vorrath dieser unentbehrlichsten Lebensmittel mit sich herum. Bei Duzenden von verstümmelten Todten war das Suchen umsonst; sie hatten sich, um sich retten zu können, ihres Gepäcks entledigt, oder waren bereits ausgeplündert worden.

Endlich aber entdeckte der junge Mann im Gebüsch einen todtten Krieger, in dessen Quersack sich noch Brod und etwas feuchtes Salz vorfand. Rasch schnitt er die Riemen entzwei, mit denen der Sack auf dem Rücken des Todten hing, und eilte schaudernd damit hinweg, um sein Pferd zu füttern. Begierig fraß das arme, matte Thier, was sein Herr ihm reichte, und dieser wagte kaum, dem Rosse das kleinste Stückchen zu entziehen. Dann aber nahm er es bei dem Zügel und eilte so schnell er konnte, nordwärts hin, immer den Leichen folgend, die als furchtbare Wegweiser ihm die Richtung anzeigten, wohin die geschlagenen Heere gezogen waren.

Bald darauf kam er an einen Bach, wo er einen umgestürzten Wagen liegen sah. Die abgeschnittenen Stränge an der Deichsel zeigten, daß sich die Fuhrknechte mit den Pferden davon gemacht hatten. Der Reitermann eilte schnell herbei, öffnete den Deckel des Wagenkastens und fand, daß die Pulverkiste zwar leer war, aber doch noch Reste von Lebensmitteln, namentlich Hafer, Salz, Brod, einige Flaschen voll Bier und dergleichen enthielt, die von den Flüchtenden entweber vergessen, oder nicht beachtet worden waren.

Freudestrahlend trug der Reiter den Hafer sack seinem Pferde zu, das ihm begierig entgegen schnoberte und er selbst richtete sich auf den Trümmern des Wagens ein Mahl zu, das ihm besser mundete, als manchem Fürsten sein Festessen. In seiner Freude vergaß der Einsame gänzlich der gewohnten Vorsicht; er hatte den Karabiner ungeladen gelassen, nur sein Schwert an der Seite war die einzige Waffe, selbst sein durchnässter Hut lag bei seinem Rosse, das hastig den Hafer sack leerte. Plötzlich hörte er Geräusch; er sah auf und erblickte einen Reiter und zwei Soldaten, die oben von dem Rande der Schlucht, in welcher er saß, herab sprangen und konnte kaum noch das Schwert ziehen zur eigenen Vertheidigung, denn in demselben Augenblick hatten sich die beiden Soldaten schon zwischen ihn und sein Pferd geworfen.

„Gib dich gefangen!“ rief ihm der Eine barsch und drohend zu, indem er sein Schwert nach der Brust des jungen Mannes richtete.

„Wälsch oder Kaiserlich?“ fragte der Bedrohte und stellte sich zur Vertheidigung.

„Kaiserlich!“ tönte es herüber, aber was nützt's, du mußt uns dein Pferd lassen.

„Nimmermehr! lieber das Leben!“ war die entschlossene Antwort.

„So fahr' hin!“ schrieen die Angreifer wild und drangen auf den Reitermann ein. Der

Kann in Ge
essen Duerst
Salz verloh
et, mit bene
en him, na
sein Bier ge
matte Dur
dieser woge
schien zu co
ei dem Jue
därts in
s furchtba
sügten, wobl
en.
Doch, wo r
h. Die abge
sigten, do
boten ge
eilte schne
stasens mit
ar, aber tob
elich Hater
er und der
tenden ent
tet worden
Hoferjad
entgegen
auf den
das ihm
sein fest
Ginname
atte den
Schwert
elbii sein
elise, das
hörte er
en Reiter
Rande der
ngen und
ur eigenen
tagenblid
zwischen
eine barisch
t nach der
der Be
aber was
mar die
eifer mit
ein. Der



Nach der Schlacht.

Klang der Schwertthiebe, die Flüche und das Stöhnen der Fechtenden erfüllten die Schlucht. Wohl wehrte sich der Angegriffene tapfer, aber noch zum Tode ermattet, war er nicht im Stande, länger die Kraft der verzweifelnd auf ihn Eindringenden zu widerstehen. Schon war's einem derselben gelungen, ihm in die Flanke zu kommen, und die Entscheidung über Leben und Tod stand nahe. Da sprengte der oben bezeichnete Reiter, welcher sein Pferd erst mühsam in die Schlucht hatte herablenken müssen, heran und rief, als er vor den Kämpfenden hielt: „Gebt Raum! Platz da! was Teufels macht ihr? das ist ja Einer von den Unsrigen!“

Tiefathmend hielten die Streiter ein und der Reiter kam, das Auge auf den jungen Mann richtend, näher und stieß, ihn erkennend, einen lauten Schrei aus.

„Bist du's, Max, oder ist's dein Geist?“

„Ich bin's, Leopold, ich selber,“ lautete die Antwort; „doch du kommst zu rechter Zeit, sonst hätten die da mich kalt gemacht. Verwünschte Schurken!“ Und Max zeigte den ihm noch drohend Gegenüberstehenden die Faust.

Die Wuth des Kampfes hatte sich in den entmenschten Soldaten noch nicht gelegt; kaum erblickten sie die drohende Bewegung des erhitzten jungen Mannes, so drangen sie abermals auf ihn ein, und jetzt mußte der herbeigekommene Reiter sich persönlich zwischen die Kämpfenden werfen, um sie zu trennen. Solches gelang ihm endlich, nachdem er seinem Freunde zugesprochen, den Frieden vollkommen herzustellen. Den beiden Soldaten herrschte er zu, bei Seite zu gehen und ihre Schwerter in die Scheide zu stecken, mit der Drohung, dem Ersten, der noch eine feindselige Bewegung machen würde, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Um nun seiner Drohung mehr Nachdruck zu geben, versah er die Pfanne seines Gewehres mit frischem Zündtraut und lud auch des Angegriffenen Büchse und Pistolen. Dann setzte er sich zu seinem Freunde, nahm an dessen Mahlzeit Theil und reichte auch den noch immer grollenden Soldaten eine Bierflasche und von den Resten des Vorraths. Beide Pferde aber theilten den Inhalt des Haserjacks.

„Aber sprich, Freund,“ sagte Max, „wie kommt es, daß ihr mich angriffet?“

„Wir hielten dich für einen schwedischen Mavobeur und hatten's auf dein Roß abgesehen, denn diese bayerischen Reiter da haben die ibrigen in der Schlacht verloren,“ entgegnete Leopold.

„Streifen die Schweden bis hierher? Ich dachte, sie wagten es nicht, und sah gestern keinen

von ihnen, obwohl ich vielleicht der letzte Nachzügler unseres Heeres gewesen bin,“ meinte Max.

„Und wie kamest du vom Regiment weg?“ forschte Leopold.

„Bei unserm letzten Angriff gegen die schwedischen Kürassire,“ berichtete Max, „erhielt ich einen Hieb über den Kopf, der mich betäubte; aber trotzdem hielt ich mich auf meinem Gaul fest. Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich reitend mitten in einem Walde, woselbst mein Pferd ruhig graste. Ich erstaunte, untersuchte meinen Kopf, der mich schmerzte, fand jedoch keine Wunde, sondern nur die große Beule hier.“ — Er führte Leopolds Hand über die verletzte Stelle seines Hinterkopfs.

„Warst du denn wirklich allein? Hielt dich Niemand auf dem Pferde fest?“

„Ich sah Niemand; nur eine weibliche Gestalt in fremdartiger Kleidung schien durch's Gebüsch zu schlüpfen. Als ich aber derselben naheilte, bemerkte ich, daß meine Sinne mich getäuscht hatten.“

„War's schon Nacht, als du zur Besinnung kamest?“

„Noch war's Tag; die Dunkelheit brach erst eine halbe Stunde später ein.“

„Das ist wunderbar! Sahest du keine Pferdespuren an der Erde?“

„Keine, als die des meinigen. — Aber wie kamest du hierher?“

„Die Hoffnung, dich aufzufinden, trieb mich zurück. Man vermißt dich und glaubte dich unter den Todten oder Gefangenen. Ich wollte mir um jeden Preis Gewißheit verschaffen.“

Max reichte dem treuen Freunde dankbar die Hand und sagte: „Wie steht es bei euch Dragonern? Sind viele gefallen?“

„Wohl das halbe Regiment. Von neun Rittmeistern bin ich der Einzige, der übrig geblieben.“

„Und du wirst's daher nicht lange mehr sein!“

„Nah!“ sagte Leopold von Buch, — dies war sein Familienname. — „Aber das Reiterregiment, in welchem tu als Rittmeister dienst, Freund Max, ist fast bis auf den zehnten Mann niedergebauen worden. Dir steht also ein schnelleres Vorankommen im Grabe in Aussicht, als mir!“

„Laß das dahingestellt sein,“ meinte Max; „der Krieg bringt Ehre oder Tod, wie das Glück es eben will!“

„War jene Gestalt, die du durch das Gebüsch huschen sahest, vielleicht die Glücksgöttin?“

„Wenn sie es gewesen, so war es sehr ungnädig von ihr, mich so schnell zu verlassen. Sie hätte mich doch wenigstens für diese stürmische Nacht unter ein Obdach führen können, statt mich mitten im Walde im Stiche zu lassen, wo ich vom Gewitter wie eine Maus durchweicht worden bin. Doch genug hievon. Wir wollen aufbrechen!“

Dieser Ausruf erinnerte den tapferen Rittmeister Leopold von Buch, daß genug gescherzt sei für die keineswegs angenehme Lage seines Freundes Max. Beide junge Männer sattelten ihre Pferde fester, brachten das Riemzeug und ihre Waffen in Ordnung und schritten sodann, die Rosse am Zügel führend und gefolgt von den beiden Soldaten, vorsichtig über den gegenüberliegenden Abhang der Schlucht zur Höhe hinauf. Schauriger Anblick! Eine weite, wellenförmige Halbe lag vor ihnen. Der mit hohem Gras bedeckte Boden zeigte überall Ackerfurchen; aber schon seit Jahrzehnten war da kein Pflug mehr durchgegangen. Ueberall waren Gebüsche von wilhem Holze aufgeschossen, die üppig wucherten im fetten Boden und wo Steingetümmer den Ort eines ehemaligen Dorfes verrieth, da schüttelte hie und da noch ein alter Apfel- oder Nußbaum trotzig seine Blätter, als wollte er rufen: „Grausamer Krieg, Alles konntest du doch nicht ausröthen!“ Menschen jedoch sah man nirgends mehr; kein Landmann schritt einsam über die weite, öde Gegend; nur Leichen lagen umher, Menschenleichen und Leichname von Pferden; Ueberreste von Wagen, Kanonen, Waffen und Kriegsgeräth aller Art bezeichnen die schreckliche Linie, auf welcher sich die überwundenen, zerschmetterten Heere der Bayern und Oesterreicher zurückgezogen hatten. Der mit schweren Wolken bedeckte Himmel hing trüb und finster über der wüsten Erde und einzelnes tief sich herabsenkendes Gewölk streifte nieder, gleich weißen Leichentüchern, über das grüne Land.

Die jungen Rittmeister hielten unwillkürlich an; ihrem Herzen war noch die entmenschende Kälte fremd, die nichts mehr achtete, als allein die Waffen und den Mann, der sie trug; mit trauernden Blicken schauten sie hinüber in die Ferne und Leopold rief: „Sieh' da, Max, bei dem Leichnam dieses Musketiers blühet der rothe Moh!“

„Dieser Mohn,“ meinte Max, „möchte eigene Gedanken haben beim Anblick der neben ihm liegenden Garbel!“

„Hu, das ist ein furchtbarer Vergleich!“ rief Leopold schauernd. „Aber deine Worte rufen eine wehmüthige Ahnung in mir wach. Werden

wohl je wieder goldene Saaten auf dieser Aue sich wiegen? Wird wohl der Landmann mit dem Pfluge wieder Furchen ziehen? werden je aus den bemoosten Trümmern der Dörfer neue sich erheben, aus deren Mitte der Kirchturm freundlich herüberwinkt, dessen Glocklein früh und Abends, zum Gebete rufend, in den Lüften zittert?“

„Das wäre das Bild des Friedens!“ sagte Max traurig. „Aber fast achtundzwanzig Jahre sind schon vorüber, seitdem der feierliche Klang der Glocken vom Donner der Kanonen unterdrückt wird. Ich aber lebe erst seit siebenundzwanzig Jahren und kenne daher den Frieden nicht. Schilbere ihn mir, Leopold, du bist älter als ich.“

„Es ist eine goldene Zeit, Max! Wer sie geschmeckt hat, muß sehr alt sein, wer sie schmecken will, sehr alt werden!“

„Wie's heißt, wollen sie Frieden machen. Sie sitzen ja gegenwärtig drüben in Westphalen, in der Stadt Münster, beisammen, um Frieden zu schließen, und wenn der zu Stande kommt, so finden sich auch Hände, um diese blutgetränkten Fluren zu bebauen!“

„Nein, nimmermehr!“ rief Leopold laut; „diese weiten Lande sind der Verwüstung geweiht; ihre Zeit ist dahin; sie werden öde liegen und wüste bleiben!“

„Auf, auf, laß uns eilen! Mich schaudert's!“ drängte Max. Und beide Rittmeister gaben ihren Pferden die Sporen und flogen über das Gefilde dahin, den voranschreitenden Soldaten nach, die sie bald einholten. Weiter ging's, so schnell es der pfadlose Weg gestattete. Gegen Abend wurde die Gegend waldiger; doch der Himmel heiterte sich auf und freundlich glänzte die Sonne durch das Gewölk.

Jetzt hatten die Reisenden die Nachhut der sich zurückziehenden Heere erreicht. Am Eingang des Waldes hatte man Verhaue errichtet, auf entkappten Bäumen Fähnlein aufgesteckt, Reitertrupps zogen vor dem Walde im Freien umher, um Versprengte zu sammeln, Wache zu halten, Futter für die Pferde zu suchen. Rauch wirbelte aus der Tiefe des Waldes empor und bewies, daß dort größere Truppenabtheilungen lagerten und das Essen bereiteten.

„Da sind wir, Freund Max,“ sagte Leopold von Buch, zu seinem ermatteten Gefährten, „und du bist in Sicherheit.“

Der Angeredete gab keine Antwort. Leopold wendete sich deshalb rasch nach ihm um und..... da saß er auf dem Pferde und starrte in das

Walbesbunkel, als hätte er dort ein Gespenst gesehen.

„Was gib'ts?“ rief Leopold heftig.

„Da, dal sahst du es nicht?“ fragte Max außer sich vor Staunen und Ueberraschung.

„Was denn? ich sehe nichts als die Bäume!“

„Eine Frauengestalt, himmlisch schön, mit einem Säugling auf dem Arme, aber in schlechter, bunter, fremdartiger Kleidung. Sie sah, sie starzte mich an, einen Augenblick lang, dann war sie in der Finsterniß der Fichten und Eichen verschwunden!“

„Nun,“ scherzte Leopold, „und ein Weib kann dir es anthun, daß du wie toll aussehst! Die muß ich auch sehen. Auf! folge mir!“ Und mit diesen Worten spornete er seinen Gaul, daß er sich wildschraubend und in die Trensen beißend, in den Wald stürzte.

Langsam folgte Max ihm nach. Durch Wunden und Mattigkeit verhindert, konnte er es dem lebhaften Gefährten nicht gleichthun. Auch die beiden Soldaten, welche sich bisher in der Nähe der Offiziere gehalten hatten, eilten eifrig, den Voransprengenden durch den Wald zu folgen.

Bald jedoch nahm der rasche Ritt ein Ende. Leopold gelangte plötzlich an einen äußerst steilen Abhang, wo der überhängende Felsen die unten stehenden Eichen und Buchen beschattete. Hier hielt er an und erblickte in der Tiefe das Lager einer Zigeunerhorde. Kurze Zeit darauf gelangten zu ihm auch Max und die beiden Soldaten, denen ein dritter sich angeschlossen hatte.

„Wir müssen hinab; dort unten finden wir, was wir suchen!“ rief der vom scharfen Ritt erhitzte Leopold.

„Laß uns lieber hier oben bleiben,“ rieth Max abwehrend, „was würden wir bei dem Gesindel finden?“

„Ich muß hinab! es zieht mich wie an den Haaren da hinunter!“ widersprach Leopold.

„Meinetwegen, so komm!“ willfahrte Max, „doch bleiben wir ruhig und besonnen, damit wir nicht Schrecken oder Aufsehen erregen.“

Und Leopold ritt längs dem Rande der Schlucht hin und suchte einen Weg, der in dieselbe hinabführte. Doch sein Pferd that wild; er mußte absteigen, daselbe einem der Soldaten zum Führen übergeben und schritt nun, seines Freundes Roß am Zügel leitend, durch eine mit Steingeröll und jungem Holz bedeckte Kluft in die Tiefe hinunter.

Die Zigeuner hatten die Ankommenden schon bemerkt und ihre großen Hunde bärn gemacht. Schweigend standen die Männer in der Nähe eines Wagens, der die Habseligkeiten der Bande

zu enthalten schien; Kinder waren unter die Räder desselben gekrochen und sahen halb neugierig, halb bestürzt darunter hervor; die Weiber verbargen sich mit ihren Säuglingen innerhalb einer Höhle, die der Fels bildete. Man sah den Leuten die Ueberraschung und Bestürzung an, in welche der überraschende Besuch sie versetzte.

Die beiden Rittmeister warfen neugierige Blicke über das schmutzige braune Gesindel; Mitleid und Ekel mischte sich bei ihnen; aber Diejenige, welche sie suchten, fanden sie nicht.

„Spricht Einer von euch deutsch?“ rief Leopold den Männern zu, die sich in trotziger furchtsamer Haltung um den Wagen sammelten.

„Ja!“ tönte es herüber und ein ältlicher Bursche von verwegendem Aussehen, dessen dunkelnes Gesicht aus der zerfetzten Kutte eines Kapuziners hervorguckte, trat den Rittmeistern einige Schritte näher.

„Wir suchen ein junges Weib bei euch, eine Frau mit einem Säugling, die wir oben an der Straße gesehen,“ sagte Leopold.

Der Zigeuner zog finster die Augenbrauen zusammen und entgegnete: „Sie ist nicht hier!“

„Wo ist sie?“

„Ich weiß es nicht. Doch was wollt Ihr von ihr? Es ist mein Weib!“ war die Antwort.

„Dein Weib!“ rief Max und es durchrieselte ihn kalt und eisk.

„So ist's! Ihr wißt es nun,“ sagte der Zigeuner, „und wenn Ihr etwas mit ihr zu sprechen wünscht, so könnt Ihr es mir sagen.“

„Was ich mit deinem Weibe sprechen will, ist nur für sie. Schaffe sie zur Stelle!“ rief Leopold, erbittert über des Mannes trotziges Wesen.

Der Zigeuner warf ihm einen durchbohrenden Blick zu; mit einem zweiten überflog er den Wald und sah von der Höhe noch einen Reiter nebst dem Musketier herabkommen. Zugleich aber gewahrte er, im Rücken der beiden Rittmeister, sein Weib, die eben herabstieg und von dem Soldaten, welcher Maxens Pferd hielt, bereits bemerkt und angestaunt wurde. Da rief er: „Hier ist mein Weib! Doch spricht, was wollt Ihr von ihr? Ich muß es wissen!“

„He da!“ staunte Leopold, „hier ist sie ja. Beim heiligen Stephan, sie ist schön wie der junge Tag!“ Und sein Blick ruhte verwundert und mit Wohlgefallen auf der näher tretenden Zigeunerin.

„Hierher, Melonka!“ herrschte der Zigeuner seinem Weibe zu.

„Nein, hierher, du holdes Wesen!“ ermahnte Max, der neben dem auf einem Baumstumpfe sitzenden Leopold stand, — „hierher, ich bitte!“

„Was wollt Ihr von meinem Weibe?“ schrie drohend der Zigeuner.

„Wahr sagen soll sie uns, die braune Schönheit!“ rief Leopold dem Manne spöttisch zu, drohete ihm aber zugleich warnend mit dem Finger und deutete dann auf sein großes Schlachtschwert.

Erschreckt wendete der Mann sich von ihm ab, lehrte zum Wagen zurück, wechselte dort mit seinen Genossen einige Worte und verschwand unbenemerkt in Walde.

Schüchtern trat die Zigeunerin den beiden Offizieren näher; auf ihrem Rücken trug sie ein schmutziges Kind in ein grobes Tuch gehüllt, und ein etwa fünfjähriger Knabe war ängstlich herbeigeeilt und schmiegte sich an sie an.

„Ich sah dich, du schönes Weib,“ sagte Max und faßte sie fest in's Auge; „aber wo? War's ein Traum oder ist's Wahrheit?“

„Ihr konntet mich nicht sehen, als ich bei Euch war,“ erwiderte die hübsche Zigeunerin erröthend.

„Du? du warst bei mir?“ rief Max fragend und faßte sie bei der Hand.

„Ich war bei Euch, Herr, in einer schweren Stunde, in einer Stunde, wo Ihr euerem Tode auf wunderbare Weise entronnen waret und ein anderer Euch bedrohte, den Ihr nicht abwehren konntet!“ sagte bedeutungsvoll die Zigeunerin.

„Und wann und wo war das?“ forschte Max.

„Es ist noch nicht lange her,“ antwortete die Gefragte und schaute, abermals erröthend, zur Seite.

„So wärest du der Schutzgeist meines Lebens gewesen!“ staunte Max. „Du warst gestern nach der Schlacht an meiner Seite, als ich, von einem flachen Schwertstreich betäubt, von meinem Pferde aus dem Kampfgewühl in den Wald getragen wurde. Nun, da kann ich von dir nur Gutes vernehmen und du sollst nicht unbelohnt bleiben. Bitte, wahrsage mir!“

„Nicht gerne, lieber Herr,“ widerrieth die Zigeunerin. „Ihr solltet überhaupt nicht scherzen! Denkt an den gestrigen Tag!“

„Paß! das sichts mich wenig an!“ meinte Max heiter; „das kommt im Soldatenhandwerk täglich vor, und ist's vorüber, so wird's zur Lust und Freude. Frisch auf, wahrsage mir, du holde Beschützerin!“

„Euch?“ rief das Weib und sah ihn mit einem tiefen Blick in das Auge.

„Sind das deine Kinder?“ fragte Leopold dazwischen.

„Es sind die Kinder Branka's, Herr, ich habe keine Kinder“, lautete die Antwort.

„Und wer ist Branka?“ forschte Max weiter.

„Der Mann, mit dem Ihr vorhin sprachet. Doch still! er ist eifersüchtig und blutgierig wie ein Tiger.“

„Ist er wirklich dein Mann?“ rief Max und abermals überließ ihn ein Schauer.

„Ja!“ sagte die Zigeunerin kurz und heftig.

„Wie? dieses Schenjal!“ verwunderten sich beide Rittmeister zugleich, und es entstand eine lange Pause. —

„Laßt mich jetzt gehen, ihr Herren!“ flehete seufzend das junge Weib und suchte ihre Hand, die Max noch immer festhielt, loszumachen.

„Erst wahrsage mir, Melonka!“ bat Max dringend.

„Nun denn, wenn Ihr durchaus wollt, Herr, so sei's!“

Der junge Rittmeister reichte ihr seine rechte Hand. Lange schaute das Weib in die Linamente derselben und sprach endlich: „Ich sehe hier Gutes und Schlimmes. Laßt es mich lieber verschweigen!“

„Nur heraus damit!“ drängte Max. „Sollten wir das Böse nicht auch gerne hinnehmen, wenn wir Gutes empfangen?“

„Ihr werdet den Tod davon haben, wenn Ihr etwas Liebes findet!“ fing die Zigeunerin zu prophezeien an.

„Weiter! weiter!“ rief Max.

„Das ist Alles, was ich Euch sagen kann, Herr! Nun laßt mich gehen!“

„Nein, nein, du sollst mit uns gehen! In dieser Umgebung darf eine solche Rose nicht verblühen!“

„Mit Euch? Nimmermehr!“ vertheibigte sich das Weib heftig, und sah verstörten Blickes um sich her.

„Mit uns! Wer wollte es wehren?“ sagte Rittmeister Leopold, und erhob sich trotzig von seinem Baumstumpfe.

„Ich bin eine Zigeunerin, Herr!“

„Nein, nein, das bist du nicht!“ rief Max.

„Woher wist Ihr das, Herr?“ fragte das Weib erblassend.

„Ich weiß es nicht, ich fühle es aber!“ bestätigte Max. „Eine geheime Stimme sagt mir, daß du diesem Gesindel nicht angehörst.“

Die junge Frau bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Dann sagte sie: „Es war ein schönes

Schloß, in dem ich aufwuchs. Es lag am Ufer eines großen See's, und der Garten, in welchem ich als Kind spielte, lag hart am Wasser. Ein Knabe, nur wenige Jahre älter als ich, spielte dort mit mir. Ich hatte denselben gar sehr lieb!"

"Wie hieß jener Knabe?" rief Max außer sich.

"Max hieß er; es gedenkt mir ganz gut," sagte das Weib.

"Max!" seufzte der junge Mann. "Und ich hatte ein Schwesterchen Namens Maria, welches ich sehr liebte und das wir im See ertrunken glaubten. Allmächtiger Gott, welche Ahnung!"

"Maria ertrank nicht," versicherte das Weib; "sie wurde geraubt, entführt, Herr. Ich bin Eure Schwester Maria! Gestern erkannte ich Euch an diesem braunen Mal an Eurer Schläfe, welches einem Kinde gleicht und mir verdankt Ihr Euer Leben!"

"Maria, liebe Schwester!" jubelte Max und umschlang die Wiedergefundene freudig mit beiden Armen.

In diesem Augenblick krachte ein Büchschuß; das junge Weib stöhnte laut, sank aus Maxens Armen zur Erde nieder und er selbst taumelte einige Schritte von ihr weg und stürzte sodann auch zu Boden. —

Oben aber auf der Krone eines hohen bewaldeten Felsens, inmitten des langsam sich verziehenden Pulverbampfes, erschien während einiger Augenblicke des Zigeuners Vranla brohrende Gestalt, die Büchse hoch schwingend und dann im Gebüsch verschwindend.

Leopold von Buch kniete entsetzt neben seinem Freunde nieder, riß ihm das Koller auf und suchte ihn in's Leben zurückzurufen. Allein umsonst! Die Kugel hatte dem armen Max das Herz durchbohrt. Noch einen schweren Seufzer und er war todt!

Die Zigeunerin aber raffte sich auf, legte das Kind auf die Erde und suchte sich kriechend dem Leichnam ihres Bruders zu nähern. Aber die Kraft dazu fehlte ihr; auch sie war zum Tode getroffen.

"Ich sagte es! ich sagte es!" jammerte sie. "Gebt mir ihn, daß ich ihn noch einmal sehe!"

Die Zigeuner legten ihr den Leichnam in den Schoos und sie küßte des todtens Bruders bleichen Mund. Dann sank sie laut stöhnend dem Zigeuner, der sie unterstützte, in die Arme und hauchte ihr Leben aus.

Bergebens durchstreifte Leopold mit den anwesenden Kriegsheuten und etlichen andern, welche nach dem Schusse herbeigeeilt waren,

den Wald. Von dem elenden Mörder wurde keine Spur gefunden.

Unter einer mächtigen Eiche am Fuße eines Felsens, wo die schreckliche That geschehen, ließ Rittmeister Leopold von Buch seinen Freund an der Seite Mariens, der auf einen Augenblick wiedergefundene Schwester, begraben.

Der Schein trügt.

Der Pächter Lukas war der angesehenste Mann in seinem Dorfe, das in der zu Frankreich gehörigen, weinreichen Champagne liegt, wo der wilde ungestüme Nebensaft herkommt, welcher den Pfropfen der Flasche mit gewaltiger Macht in die Höhe schnellt und einen Lärm verführt, als ginge eine Flinte los. Dem Hinfinken Voten kommt freilich höchst selten solch theurer Wein unter die Nase, er muß sich mit wohlfeilern Nebensaft begnügen, der ihm aber dennoch, wenn er, versteht sich, nur echt und natürlich ist, ganz behaglich mundet und ihn guten Muthes macht zum fleißigen Kalenderschreiben. — Also, vom Pächter Lukas wollen wir erzählen. Der hielt das Seinige zu Rath, ohne zu knicken und hatte zum Wahlpruch: Bete und arbeite. Wer in dem Dorfe Rath und Hülfe brauchte, der ging vorerst zum Pächter Lukas, und nur den Faulenzer und Verschwenker wies er ab von seiner Thüre.

Es war zur Zeit der französischen Schreckensregierung; blutdürstige Menschen hatten die Gewalt in Händen und fast täglich wurden Tausende von Unglücklichen auf die Guillotine geschleppt. Gott bewahre die Menschen in Gnaden vor solchen Zammertagen! — Unter den unzähligen Opfern dieser blutigen Wochen, Monden und Jahre befand sich auch der Gutsherr des alten Lukas. Er hinterließ zwei unmündige Kinder, um die Niemand sich weiter bekümmerte, denn auch bekundetes Mitleid machte dazumal verächtlich. Des Gutsherrn großes Vermögen wurde eingezogen, und Lukas kaufte um ein Spottgeld die Meierei, welche er bis dahin in Pacht gehabt hatte.

Dieser Anlauf gab der Reputation des braven Lukas einen gewaltigen Stoß. Sein Gutsherr war ein gar rechtlicher Mann gewesen und hatte seine jeweiligen Pächter immer mit Nachsicht und Güte behandelt. Auch war Lukas ein Mann in guten, günstigen Umständen und zudem kinderlos. Daher konnte man's den Leuten nicht verargen, wenn sie die Köpfe zusammensteckten, ihn einen Heuchler schalten, die Mütze nicht mehr vor ihm abzogen, und im Wirthshause,

wohin Lukas bisweilen kam, die Stühle und Sitze von ihm wegrückten. Am unzufriedensten mit ihm war Martha, seine treue wackere Hausfrau. Bei jeder Gelegenheit warf sie ihm vor, daß ungerecht Gut an seinen Händen klebe und daß Gott dereinst die Thränen der hilflosen Waisen, die nun im Elend umherirrten, ihm vorzählen werde.

Bei derlei bitteren Reden und Vorwürfen saß Lukas gewöhnlich stumm in seinem alten gepolsterten Lehnstuhl und schüttelte bisweilen den Kopf, oder blies den Dampf stärker aus der Pfeife, wenn die gute Frau in ihrem zürnenden Eifer nicht zu Athem kommen konnte.

Eines Abends fing Martha ihr gewöhnliches Klagegeliel an von den schwachen Menschen, die sich in den Schlingen des bösen Feindes fangen lassen. — „Du bist ein wackeres Weib,“ unterbrach sie Lukas, „bist treu und fleißig und versäumst höchst selten einen Gottesdienst. Eines aber scheinst du nicht zu wissen!“

„Und was, wenn ich fragen darf?“

„Daß man nicht nach dem Scheine richten soll!... Doch der Abend ist gar zu lieblich, warum sollten wir ihn mit bösen, giftigen Worten verderben? Komm, laß uns unter die Bäume im Hof gehen und der scheidenden Sonne nachblicken!“

„Wie kann man gen Himmel schauen, wenn das Gewissen sich regt?“ fragte die Hausfrau schnippisch.

Lukas drohete ihr, halb im Scherz, halb im Ernst, mit aufgehobenem Zeigefinger und fragte: „Bist Du es, welche die Herzen und Nieren prüft?“

Mit diesen Worten ging er hinaus in's Freie und ergözte sich an der milden Abendluft. Indem er so unter seinen Bäumen stand und an mancherlei Vergangenes und Zukünftiges dachte, kamen zwei Kinder in den Hof, ein Mädchen von etwa zehn und ein Knabe von acht Jahren. Sie traten schüchtern auf ihn zu und baten in der offenherzigen Sprache der Unschuld, um ein Nachtlager.

„Wo kommt ihr denn her, liebe Kinder?“ fragte Lukas, und das Mädchen antwortete: „Aus der Stadt, wo Niemand uns behalten wollte.“

„Habt ihr denn keine Eltern oder Verwandte?“ forschte Lukas weiter, und das Mädchen klagte seufzend: Ach seit die bösen Menschen unsern lieben Vater umgebracht, will Niemand mehr mit uns verwandt sein. Wir irren nun schon seit lange von Dorf zu Dorf, und wissen nicht, wo wir bleiben sollen!“

Der Knabe gab wenig Acht auf dieses Gespräch; er schaute nach dem Dbst auf den Bäumen und fing endlich an zu weinen, indem er klagte: „Ach, mich hungert gar zu sehr!“

Lukas wurde in seinem innersten Herzen bewegt. „Kinder, wie hieß euer Vater?“

Das Mädchen sagte den Namen. Lukas nahm die Kleine freudig bei der Hand und führte sie in die Stube.

„Hier, Mütterchen,“ rief er der staunenden Hausfrau entgegen, „hier bring' ich dir Gäste! Nur schnell aufgetischt, die Kinder haben Hunger!“

Martha machte große Augen und fragte ganz verwundert: „Was sind's denn für Kinder?“

„Die unsrigen sind's! war die Antwort des Lukas. Als er die Verlegenheit seiner Gattin bemerkte, setzte er hinzu: „Nun, ist's etwa nicht recht? War's doch ein Jammer als der liebe Gott unser einziges Söhnlein zu sich nahm, das Er doch ohne Zweifel besser aufziehen wird, als solches bei uns geschehen wäre, und nun, da Er uns ein Pärchen dafür schickt, weil alles Gute doppelt vergolten werden soll, so...“ „Ich glaube gar, mein Mann redet irre,“ sagte Martha still für sich, indes ihr Gatte lächelnd fortfuhr: „Heute, liebes Weib, wirst du dich mit mir auslöshnen. Warum ich dies Pachtgut kaufte? Um es denen zu erhalten, welchen es eigentlich angehört. Gleich nach der Hinrichtung unseres guten Herrn in Paris, hatte ich an einen meiner Bekannten geschrieben und mich nach den beiden Kindern erkundigt. Leider aber konnte er nicht erfahren, was aus ihnen geworden, und heute führet sie die gütige Vorsehung selbst vor unsere Thüre. Diese da sind's; von nun an heißen wir sie unsere Kinder!“

Martha stand da wie versteinert. Endlich kam sie wieder zu sich, gab ihrem so schmählich verkannten Lukas einen satten Kracher auf beide Backen, umarmte und drückte herzlich die Kinder und trug dann zum Abendimbis auf, was die Küche vermochte. —

Um dem Argwohn der lauernen Bluthunde der Schreckenszeit zu entgehen, gab Lukas die so wunderbar ihnen zugekommenen Kinder als ferne Verwandte an, und erst nach dem Sturze der gefürchteten Schreckensmänner machte der Biedermann kein Hehl mehr aus ihrer adeligen Abkunft. —

Von jetzt an zogen die Bewohner des Dorfes ihre Hüte und Mützen weit tiefer vor dem Ehrentanne ab, als zuvor.

Der alte Doktor.

(Aus der Stuttgarter „Jugendfreude!“)

In einem Städtchen lebte ein alter Herr Doktor, ein kleines Männlein mit grauen Haaren. Er war seiner Geschicklichkeit wegen allgemein geachtet, und vor allen Dingen von der Kinderwelt geliebt. Wo ihm irgend ein Kleines begegnete, da hatte er einen freundlichen Blick und ein liebevolles Wort übrig und meist auch noch etwas mehr. Manches kindliche Auge richtete sich wohl zuerst auf das alte freundliche Gesicht, dann aber doch auch etwas neugierig auf die Außentaschen seines Rockes; denn da war fast immer irgend etwas Gutes darin: Pflaumen oder frühe Birnen aus des Doktors Garten oder sonst Dinge, welche den Kindern zufielen.

Eines Abends ging er wieder durch das Städtchen und es sammelte sich eine Anzahl Kinder um ihn. Da sagte er: „Ich muß euch doch auch eine Geschichte erzählen, die ihr euch merken sollt. Als ich etwa zwölf Jahre alt war, kam ich an einem langen und dazu sehr heißen Tage von der Wiese her, wo ich den Vormittag und einen Theil des Nachmittags gearbeitet hatte, müde, staubig und hungrig. Da begegnete mir mein Vater und sagte: „Julius, es wäre mir lieb, wenn du dieses Päckchen in die Stadt trügest.“ Die Stadt war allerdings von unserm Hause nur eine kleine halbe Stunde entfernt; aber, wie gesagt, ich sehnte mich nach etwas zu essen und nach einer tüchtigen Abwaschung und wollte dann auch in die Abendstunde gehen. So kam mir also seine Bitte ganz ungelegen, und ich wollte schon etwas barsch antworten, daß er mir jetzt so etwas zumuthe. Mein Vater war damals schon ziemlich bejahrt und nicht besonders kräftig, ein äußerst freundlicher und geduldiger Mann; und ich wußte wohl, wenn ich nicht ginge, würde er das Päckchen selbst besorgen. Es war mir, wie wenn etwas in mir meine abweisende Antwort fest zurückhielte, und ich denke, es war wohl ein Engel Gottes. Ich sagte: „Ja, Vater, ich will's besorgen!“ und gab einem der Knechte meine Sense, welche ich auf der Schulter hatte.

Wir gingen nun mit einander auf die Straße, welche vom Dorfe in die Stadt führte, wo wir uns trennten. Mein Vater sagte noch: „Ich danke dir, Julius; ich hätte es gerne selber besorgt, aber ich fühle mich heute nicht recht wohl!“ Damit legte er seine Hand auf meinen Arm, indem er nochmals sagte: „Dank, lieber Julius; du bist immer ein braver Sohn gegen mich gewesen.“

Ich lief in die Stadt und wieder zurück. Als ich in die Nähe unseres Hauses kam, sah ich mehrere unserer Tagelöhner vor demselben stehen, und einer von ihnen eilte mir entgegen und rief, indem die Thränen über sein Gesicht liefen: „Ach, dein Vater! Sobald wir über die Schwelle des Hauses getreten waren, sank er, vom Schläge gerührt, todt zusammen. Was er zu dir gesagt hat, waren seine letzten Worte!“ —

Ich bin jetzt ein alter Mann. Aber wie oft schon habe ich seither in den verflossenen Jahren Gott gedankt, daß die letzten Worte, welche mein Vater zu mir sagte, die waren: „Du bist immer ein braver Sohn gegen mich gewesen.“ Ich glaube, daß sich noch kein Mensch darüber geirrt hat, wenn er jemand Liebe und Freundlichkeit zeigte; es gibt aber auch keinen herberen Schmerz, als wenn wir uns an Kälte und Lieblosigkeit erinnern müssen, welche wir gegen Verstorbene gezeigt haben. Denket dran, ihr Knaben und Mädchen, und seid nicht unfreundlich, rauh und mißmuthig gegen die Curigen. Ihr wisset nicht, wie lange ihr noch neben einander wandeln dürfet.“

F. M.

Abgetrumpft.

In einem ansehnlichen Dorfe, man könnte füglich sagen Marktflecken, unseres werthen Heimathlandes, hörte der Kalendermann einmal zufällig folgendes Zwiegespräch, das zwei Knaben, der Fritz el und der Jöckel mit einander führten:

Fritz el: Hast du schon gesehen, Jöckel, welch' schönes, prächtiges Haus wir jetzt bekommen? es gibt kein solches mehr im ganzen Orte! dann gar noch die zwei Blitzableiter, welche mein Vater auf's Dach setzen läßt! Da werden die Leute große Augen machen! was meinst du?

Jöckel: Na, na, da brauchst du nicht so gewaltig zu prahlen und dich an den Laden zu legen mit euern zwei Blitzableitern! Bei uns sieht's noch flotter und vornehmer aus! Gestern hörte ich, wie mein Vater zu meiner Mutter sagte: „Jetzt müssen wir, wenn's so fort geht, die dritte Hypothek auf unserm Hans haben.“ Dies ist, will ich meinen, doch jedenfalls mehr als euere zwei simplen Blitzableiter!

Das Sprüchlein vom Freunde.

Freund in der Noth,
Freund im Tod,
Freund hinterm Rücken,
Das sind drei starke Brücken.

... Als
... ich
... selben
... gegen
... Gesicht
... der die
... ant er,
... das er
... e! —
... die oft
... führen
... mein
... immer
... Ich
... der ge-
... reumb-
... rberer
... Lieb-
... gegen
... n, ihr
... reumb-
... arigen.
... den ei-
... M.
... könnte
... in Hei-
... einmal
... Qua-
... nander
... , welch'
... ten? es
... um gar
... Vater
... e große
... gemal-
... in legen
... sieht's
... hörte
... sagte:
... e dritte
... des ist,
... e euere



Wilhelm I., Kaiser von Deutschland.

Wilhelm I.,

Kaiser von Deutschland.

(Mit einer großen Abbildung.)

Am 9. März 1888 erlosch ein langes, an Ehren reich gesegnetes Leben, Kaiser Wilhelm I., der Gründer des deutschen Reiches, der erste deutsche Kaiser, starb nach kurzem Krankenlager im fast vollendeten 91. Lebensjahre. An seinem Sterbebett befand sich die gesammte kaiserliche und königliche Familie, ausgenommen sein einziger Sohn und Nachfolger, Kronprinz Friedrich Wilhelm, welchen eine tödtliche Krankheit unter einer wärmeren Sonne, zu San Remo, in das Krankenzimmer bannte, der aber, wie allbekannt, auf die Kunde vom Tode seines kaiserlichen Vaters, trotz des Einspruches der Ärzte, nach Berlin eilte, als Kaiser Friedrich die Fäden der Regierung übernahm, um sie 3 Monate darauf seinem ältesten Sohne, dem gegenwärtigen jungen Kaiser Wilhelm II. zu überlassen und seinem Helmsvater Wilhelm I. in die Ewigkeit zu folgen.

Doch wir haben hier den Ereignissen vorgegriffen. Wir haben es nur mit dem entschlafenen, hohen Helmsvater zu thun, der, wie das Bild es dem Auge zeigt, in Mitten der Pracht und Herrlichkeit des kaiserlichen Amtes, umgeben von den Palatinen seines Thrones, bewacht von den Vertretern seines von ihm über Alles geliebten Heeres und beweint von seinen Unterthanen, den ewigen Schlaf schläft.

Die Geburt des Kaisers Wilhelm fällt in eine schwere Zeit. Die französische Revolution vom Jahre 1789 hatte die Legitimität des Thrones gebrochen, den Kampf mit dem monarchischen Europa aufgenommen und siegreich geführt. In dieser Zeit wurde Kaiser Wilhelm I. am 22. März 1797 als zweiter Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Louise von Preußen geboren. Anfänglich ein schwächlicher Knabe, erstarkte sein Körper durch eifrige Pflege aller Leibesübungen. Schon früh, noch vor Vollendung seines zehnten Lebensjahres, wurde er von seinem königlichen Vater in das Heer eingeführt, welchem er sechsmal über achtzig Jahre angehört hat.

Als am 7. Juni 1840 sein Vater, König Friedrich Wilhelm III., starb und nun sein Bruder als König Friedrich Wilhelm IV. den Thron von Preußen bestieg, erhielt Prinz „Wilhelm“ mit Rücksicht auf die kinderlose Ehe des Letzteren und als berufener Nachfolger an der Krone den offiziellen Titel „Prinz von Preußen“. Während der schweren Krankheit sei-

nes königlichen Bruders und bei der vollständigen Ausichtslosigkeit der Genesung übernahm Prinz Wilhelm für denselben durch Staatsakt vom 23. Oktober 1857 die Stellvertretung und am 7. Oktober 1858 die Regentschaft. Als Friedrich Wilhelm IV. am 2. Januar 1861 durch Tod seinem mehrjährigen Leiden entzogen wurde, bestieg Prinz Wilhelm als König Wilhelm I. den preussischen Thron. Zehn Jahre später, am 18. Januar 1871, nahm er die ihm von sämtlichen deutschen Fürsten und freien Städten angebotene Krone des deutschen Kaiserreiches an.

Die Ereignisse dieser zehn Jahre, welche zwischen der preussischen Königskrone und der deutschen Kaiserkrone liegen, sind noch zu sehr in allgemeiner Erinnerung, als daß wir näher darauf einzugehen hier nöthig hätten; diese zehn Jahre bilden einen großen und bedeutenden, wenn nicht den bedeutendsten Bruchtheil der Geschichte Europas im 19. Jahrhundert und die Ueberschriften ihrer drei Kapitel lauten: Der dänische Krieg 1864, der österreichische Krieg 1866, der französisch-deutsche Krieg 1870—1871.

Am 11. Juni 1829 hatte sich Kaiser Wilhelm mit der am 30. September 1811 geborenen Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar vermählt. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder: der inzwischen bereits verstorbene Kaiser Friedrich III., geboren am 18. Oktober 1831, und die Prinzessin Louise, geboren am 3. Dezember 1838, bekanntlich vermählt mit dem Großherzog von Baden.

Die meisten Leser des „Sinkenden“ haben die ehrwürdige Gestalt des dahingeshiedenen Kaisers Wilhelm, des hohen Greises mit den milden Augen und dem freundlichen, gewinnenden Gesicht, in Straßburg, sowie im Elsaß gesehen, denn zu dreien Malen hat er unser Land besucht und sich auch wohl darin gefühlt.

Als Fürst hatte der Verbliebene von seiner Jugend an im strengsten Dienste der pünktlichsten Pflichterfüllung gegen sich und seine Umgebung, sowie gegen sein Volk gestanden. In keiner Weise nachsichtig gegen sich selbst, war er es in hohem Maße gegen Andere. Sein ganzes Leben war der Arbeit gewidmet, deren vielfältige Frucht sich auf seine Familie, seine Umgebung, sein Volk, ja auf die ganze, den Frieden liebende Menschheit in reichen Strömen ergossen hat.

„Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, achtzig Jahre; wenn es aber lässlich gewesen ist, dann ist es voller Mühe und Arbeit gewesen.“ Das Leben des verstorbenen Monarchen ist hiernach gewiß ein lässliches gewesen.

Ein Reichwerden durch's Stillestehen.

(Nach H. G. von Schubert.)

Der geradeste Weg für einen, von Geburt aus, unbedeutenden Mann, um in der Welt sein ehrliches Brod zu finden, ist freilich in dem Sprüchelein angebeutet: „Vete und arbeite.“ Mancher aber ist auch, wie man von den Handstrichern zu sagen pflegt, durch Laufen und Schwadern zu einem kleinem Vermögen gekommen. Am seltensten jedoch mögen immer die Fälle sein, in denen ein armer Mann bloß dadurch, daß er sich zum Ausruhen von seiner Arbeit still hinsetzte, zu einem reichen Manne wurde. Und doch ist dies einmal einem ehrlichen Handelsmanne, der in einer berühmten Seestadt wohnte, widerfahren. Derselbe hatte sich von Jugend an in seinem kleinen, bescheidenen Geschäft abgemüht und geplagt, und als er nun zuletzt zu einem Anfang von Wohlhabenheit gelangt war, verlor er sein ganzes Vermögen durch den Fall eines großen Handelshauses, auf dessen Glück im Geschäft sein eigenes gebaut war.

Der nun arme Mann, welcher außer seinem eigenen Unterhalt, noch für den einer lieben Frau und etlicher Kinder zu sorgen hatte, kam am Abend des Tages, an dem er seinen großen Verlust erfahren hatte, zu einem Jugendfreund, welcher Kapitän auf einem Rauffahrtschiff, — einem sogenannten Ostindienfahrer, — war. Diesem klagte er seine Noth, als einem alten Vertrauten, von dem er übrigens nichts erwartete und begehrte, als wohlthunende Theilnahme.

„Ihr Unglück“, sagte der Kapitän, „geht mir sehr nahe, und da, wie Sie mir sagen, Ihre Frau sammt den Kindern vorderhand bei Ihren Schwiegereltern ein Unterkommen finden wird, Sie aber ohnehin gefonnen sind, ihren Aufenthalt zu verlassen, mache ich Ihnen den Vorschlag, der, wenn auch vorläufig, zu keinem bedeutenden, doch wenigstens zu einem sicheren Erwerb Ihnen helfen kann. Die Stelle eines Proviantmeisters und Kassirers auf unserm Schiff ist augenblicklich erledigt; entschließen Sie sich dieselbe anzunehmen und eine Fahrt nach Ostindien mit mir zu machen. Dort in jenem reichen Lande mag sich leicht eine Gelegenheit finden, mit einem kleinen Kapital, das ich Ihnen gern vorstrecken werde, ein vortheilhaftes Handelsgeschäft anzuknüpfen, wodurch sie Ihrem Handstand wieder aufhelfen könnten.“

Der Handelsmann geht in den Vorschlag seines treuen Jugendfreundes ein; er schiffet mit ihm nach Ostindien. Aber mit einem Handels-

geschäfte will's dem Unglücklichen auch dort nicht gelingen, und doch ist's ein Land, in welchem schon so mancher Europäer reich geworden: ein Diebstahl bringt ihn um mehrere, für den Absatz in Europa vortheilhaft eingekaufte Waaren! Er darf froh sein, daß wenigstens das kleine vorgeschossene Kapital seines Freundes für diesen gerettet wird, obgleich er den größeren Theil seiner Wohnung für die ganze Reise der misslungenen Hoffnung zum Opfer bringen muß. Arm, wie er nach Ostindien gekommen, tritt er die Rückfahrt in die Heimath wieder an!

Auf dieser Rückreise wird das Schiff durch langanhaltende fürchterliche Stürme an die Insel Solotora, bei der Ausmündung des arabischen Golfs, verschlagen. Das Meer hatte sich endlich wieder beruhigt; der Kapitän läßt ein Boot nach der an Aloe reichen Insel ausfahren, um frisches Wasser herbeizuschaffen. Der Proviantmeister fährt mit an's Land, um dort einige erquickende Lebensmittel für die zum Theil erkrankte Schiffsmannschaft einzulaufen. Ermüdet von seinen Geschäftstagen und erfüllt von kummervollen, doch zugleich auch Gott vertrauenden Gedanken an die Zukunft, kehrt er gegen Abend an das Ufer, in der Nähe des Wasserplatzes zurück. Das Boot ist noch nicht zum Abfahren bereit; er setzt sich indeß, zum Ausruhen, auf ein graues Gestein hin, welches dort aus den Felsen des hohen, weissen Grafes hervorragte. Noch nicht lange hat er seinen Sitz eingenommen, als er einen lieblichen, vom Boden aufsteigenden Duft bemerkte. Er schaut sich um nach dem Ursprung des Duftes und findet bald, daß sein Ruheplatz es sei, der diesen Wohlgeruch verbreitet. Bei genauerm Nachforschen zeigte es sich, daß der vermeintliche graue Sandstein ein von den Meereswogen, wahrscheinlich während der letzten, heftigen Stürme, an's Land geworfenes Stück Ambra von ganz ungewöhnlicher Größe und Gewichtsmasse sei. — Zum bessern Verständniß möge folgende Erklärung dienen, welche der Vete in einem sehr nützlichen Wörterbuch gefunden hat: Ambra (arabisch) Amber, Name verschiedener harziger und sehr wohlriechender Stoffe, und zwar 1) einer weichen undurchsichtigen Masse, von gewöhnlich grauer Farbe, die vom Meere ausgeworfen, von Einigen für den eingetrockneten Saft eines Baumes, von Anderen für ein Erzeugniß in den Därmen des Gachalots (Pottfisch, Ambersisch) gehalten wird; 2) eines fetten flüssigen Harzes von einem amerikanischen Baume. Ehedem war es auch ein Name des Bernstein. Dichter reden bildlich von Ambradüften. So, nach diesem

kleinen A
rubenden
vorher no
thumtrech
Schah gel
Wattosen
alles des
seine Re
Verlauf
Kapital v
30,000 G
Summe,
Wohlstand
Rindeelst
E
E
E
E

In eine
der bluta
seiner P
seinen dre
oft mit R
dabei geb
Hand zu
Brodens,
dat. Und
selbe, son
Heiterkeit
nigen. Da
Unter an
Gutsbesitz
auf einem
verrenkte
während n
an keinen
Hütte gim
nur ein ei
gedrochene
eine gar sc
Und für
nicht mir
Kammer, r
besliegen
ist die?“ se
— „Die R
„sind nach
hungrig; e
nichts.“ ve
ist auch ni
der Herr
pheten: „

Wilhelm I.,

Kaiser von Deutschland.

(Mit einer großen Abbildung.)

Am 9. März 1888 erlosch ein langes, an Ehren reich gesegnetes Leben, Kaiser Wilhelm I., der Gründer des deutschen Reiches, der erste deutsche Kaiser, starb nach kurzem Krankenlager im fast vollendeten 91. Lebensjahre. An seinem Sterbebett befand sich die gesammte kaiserliche und königliche Familie, ausgenommen sein einziger Sohn und Nachfolger, Kronprinz Friedrich Wilhelm, welchen eine tödtliche Krankheit unter einer wärmeren Sonne, zu San Remo, in das Krankenzimmer bannte, der aber, wie allbekannt, auf die Kunde vom Tode seines kaiserlichen Vaters, trotz des Einspruches der Aerzte, nach Berlin eilte, als Kaiser Friedrich die Zügel der Regierung übernahm, um sie 3 Monate darauf seinem ältesten Sohne, dem gegenwärtigen jungen Kaiser Wilhelm II. zu überlassen und seinem Heldebater Wilhelm I. in die Ewigkeit zu folgen.

Doch wir haben hier den Ereignissen vorgegriffen. Wir haben es nur mit dem entschlafenen, hoben Helbengreife zu thun, der, wie das Bild es dem Auge zeigt, in Mitten der Pracht und Herrlichkeit des kaiserlichen Amtes, umgeben von den Palatinen seines Thrones, bewacht von den Vertretern seines von ihm über Alles geliebten Heeres und beweint von seinen Unterthanen, den ewigen Schlaf schläft.

Die Geburt des Kaisers Wilhelm fällt in eine schwere Zeit. Die französische Revolution vom Jahre 1789 hatte die Legitimität des Thrones gebrochen, den Kampf mit dem monarchischen Europa aufgenommen und siegreich geführt. In dieser Zeit wurde Kaiser Wilhelm I. am 22. März 1797 als zweiter Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Louise von Preußen geboren. Anfänglich ein schwächlicher Knabe, erstarkte sein Körper durch eifrige Pflege aller Leibesübungen. Schon früh, noch vor Vollendung seines zehnten Lebensjahres, wurde er von seinem königlichen Vater in das Heer eingeführt, welchem er sodann über achtzig Jahre angehört hat.

Als am 7. Juni 1840 sein Vater, König Friedrich Wilhelm III., starb und nun sein Bruder als König Friedrich Wilhelm IV. den Thron von Preußen bestieg, erhielt Prinz „Wilhelm“ mit Rücksicht auf die kinderlose Ehe des Letzteren und als berufener Nachfolger an der Krone den offiziellen Titel „Prinz von Preußen“. Während der schweren Krankheit sei-

nes königlichen Bruders und bei der vollständigen Ausichtslosigkeit der Genesung übernahm Prinz Wilhelm für denselben durch Staatsakt vom 23. Oktober 1857 die Stellvertretung und am 7. Oktober 1858 die Regentschaft. Als Friedrich Wilhelm IV. am 2. Januar 1861 durch Tod seinem mehrjährigen Leiden entzogen wurde, bestieg Prinz Wilhelm als König Wilhelm I. den preussischen Thron. Zehn Jahre später, am 18. Januar 1871, nahm er die ihm von sämtlichen deutschen Fürsten und freien Städten angebotene Krone des deutschen Kaiserreiches an.

Die Ereignisse dieser zehn Jahre, welche zwischen der preussischen Königskrone und der deutschen Kaiserkrone liegen, sind noch zu sehr in allgemeiner Erinnerung, als daß wir näher darauf einzugehen hier nöthig hätten; diese zehn Jahre bilden einen großen und bedeutenden, wenn nicht den bedeutendsten Bruchtheil der Geschichte Europas im 19. Jahrhundert und die Ueberschriften ihrer drei Kapitel lauten: Der dänische Krieg 1864, der österreichische Krieg 1866, der französisch-deutsche Krieg 1870—1871.

Am 11. Juni 1829 hatte sich Kaiser Wilhelm mit der am 30. September 1811 geborenen Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar vermählt. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder: der inzwischen bereits verstorbene Kaiser Friedrich III., geboren am 18. Oktober 1831, und die Prinzessin Louise, geboren am 3. Dezember 1838, bekanntlich vermählt mit dem Großherzog von Baden.

Die meisten Leser des „Hinkenden“ haben die ehrwürdige Gestalt des dahingeschiedenen Kaisers Wilhelm, des hohen Greises mit den milden Augen und dem freundlichen, gewinnenden Gesicht, in Straßburg, sowie im Elsaß gesehen, denn zu dreien Malen hat er unser Land besucht und sich auch wohl darin gefühlt.

Als Fürst hatte der Verblichene von seiner Jugend an im strengsten Dienste der pünktlichsten Pflichterfüllung gegen sich und seine Umgebung, sowie gegen sein Volk gestanden. In keiner Weise nachsichtig gegen sich selbst, war er es in hohem Maße gegen Andere. Sein ganzes Leben war der Arbeit gewidmet, deren vielfältige Frucht sich auf seine Familie, seine Umgebung, sein Volk, ja auf die ganze, den Frieden liebende Menschheit in reichen Strömen ergossen hat.

„Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, achtzig Jahre; wenn es aber köstlich gewesen ist, dann ist es voller Mühe und Arbeit gewesen.“ Das Leben des verstorbenen Monarchen ist hiernach gewiß ein köstliches gewesen.

Ein Reichwerden durch's Stillestehen.

(Nach G. S. von Schubert.)

Der gerabeste Weg für einen, von Geburt aus, unbemittelten Mann, um in der Welt sein ehrliches Brod zu finden, ist freilich in dem Sprüchlein angedeutet: „Bete und arbeite.“ Mancher aber ist auch, wie man von den Hausfirmen zu sagen pflegt, durch Laufen und Schwätzen zu einem kleinem Vermögen gekommen. Am seltensten jedoch mögen immer die Fälle sein, in denen ein armer Mann bloß dadurch, daß er sich zum Ausruhen von seiner Arbeit still hinsetzte, zu einem reichen Manne wurde. Und doch ist dies einmal einem ehrlichen Handelsmanne, der in einer berühmten Seestadt wohnte, widerfahren. Derselbe hatte sich von Jugend an in seinem kleinen, bescheidenen Geschäft abgemüht und geplagt, und als er nun zuletzt zu einem Anfang von Wohlhabenheit gelangt war, verlor er sein ganzes Vermögen durch den Fall eines großen Handelshauses, auf dessen Glück im Geschäft sein eigenes gebaut war.

Der nun arme Mann, welcher außer seinem eigenen Unterhalt, noch für den einer lieben Frau und etlicher Kinder zu sorgen hatte, kam am Abend des Tages, an dem er seinen großen Verlust erfahren hatte, zu einem Jugendfreund, welcher Kapitän auf einem Kauffahrteischiff, — einem sogenannten Ostindienfahrer, — war. Diesem klagte er seine Noth, als einem alten Vertrauten, von dem er übrigens nichts erwartete und begehrte, als wohlthunende Theilnahme.

„Ihr Unglück“, sagte der Kapitän, „geht mir sehr nahe, und da, wie Sie mir sagen, Ihre Frau sammt den Kindern vorderhand bei Ihren Schwiegereltern ein Unterkommen finden wird, Sie aber ohnehin gesonnen sind, ihren Aufenthalt zu verlassen, mache ich Ihnen den Vorschlag, der, wenn auch vorläufig, zu keinem bedeutenden, doch wenigstens zu einem sicheren Erwerb Ihnen helfen kann. Die Stelle eines Proviantmeisters und Kassirers auf unserm Schiff ist augenblicklich erledigt; entschließen Sie sich dieselbe anzunehmen und eine Fahrt nach Ostindien mit mir zu machen. Dort in jenem reichen Lande mag sich leicht eine Gelegenheit finden, mit einem kleinem Kapital, das ich Ihnen gern vorstrecken werde, ein vortheilhaftes Handelsgeschäft anzuknüpfen, wodurch sie Ihrem Hausstand wieder aufhelfen könnten.

Der Handelsmann geht in den Vorschlag seines treuen Jugendfreundes ein; er schiff mit ihm nach Ostindien. Aber mit einem Handels-

geschäfte will's dem Unglücklichen auch dort nicht gelingen, und doch ist's ein Land, in welchem schon so mancher Europäer reich geworden: ein Diebstahl bringt ihn um mehrere, für den Absatz in Europa vortheilhaft eingekaufte Waaren! Er darf froh sein, daß wenigstens das kleine vorgeschossene Kapital seines Freundes für diesen gerettet wird, obgleich er den größeren Theil seiner Röhnung für die ganze Reise der mißlungenen Hoffnung zum Opfer bringen muß. Arm, wie er nach Ostindien gekommen, tritt er die Rückfahrt in die Heimath wieder an!

Auf dieser Rückreise wird das Schiff durch langanhaltende furchtbare Stürme an die Insel Solotora, bei der Ausmündung des arabischen Golfs, verschlagen. Das Meer hatte sich endlich wieder beruhigt; der Kapitän läßt ein Boot nach der an Aloe reichen Insel aussetzen, um frisches Wasser herbeizuschaffen. Der Proviantmeister fährt mit an's Land, um dort einige erquickende Lebensmittel für die zum Theil erkrankte Schiffsmannschaft einzukaufen. Ermüdet von seinen Geschäftsgängen und erfüllt von lummervollen, doch zugleich auch Gott vertrauenden Gedanken an die Zukunft, kehrt er gegen Abend an das Ufer, in der Nähe des Wasserplatzes zurück. Das Boot ist noch nicht zum Abfahren bereit; er setzt sich indeß, zum Ausruhen, auf ein graues Gestein hin, welches dort aus den Felsen des hohen, welken Grafes hervorragte. Noch nicht lange hat er seinen Sitz eingenommen, als er einen lieblichen, vom Boden aufsteigenden Duft bemerkte. Er schaut sich um nach dem Ursprung des Duftes und findet bald, daß sein Ruheort es sei, der diesen Wohlgeruch verbreitet. Bei genauerem Nachforschen zeigte es sich, daß der vermeintliche graue Sandstein ein von den Meereswogen, wahrscheinlich während der letzten, heftigen Stürme, an's Land geworfenes Stück Ambra von ganz ungewöhnlicher Größe und Gewichtsmasse sei. — Zum bessern Verständniß möge folgende Erklärung dienen, welche der Bote in einem sehr nützlichen Wörterbuch gefunden hat: Ambra (arabisch) Amber, Name verschiedener harziger und sehr wohlriechender Stoffe, und zwar 1) einer weichen undurchsichtigen Masse, von gewöhnlich grauer Farbe, die vom Meere ausgeworfen, von Einigen für den eingetrockneten Saft eines Baumes, von Andern für ein Erzeugniß in den Därmen des Cachalots (Pottfisch, Amberfisch) gehalten wird; 2) eines fetten flüssigen Harzes von einem amerikanischen Baume. Obgleich es auch ein Name des Bernstein's. Dichter reden bildlich von Ambradüften. So, nach diesem

kleiner
ruhen
vorher
thums
Schaf
Matr
alles
seine
Verla
Kapite
30,00
Summ
Wohl
Kinder

In
der b
seiner
seinen
oft mi
dabei
Hand
Probe
bat. U
selbe,
Weiter
nigen.
Unter
Gutsh
auf ein
verren
währen
an kein
Hütte
nur ein
gebrod
eine ga
Und
nicht n
Kamm
benflie
ist dir?
— „D
sind n
hungrig
nichts,
ist auch
der H
phten

kleinen Abstecher lehren wir wieder zum ausruhenden Proviantmeister zurück. — Der kurz vorher noch so arme Mann machte sein Eigenthumsrecht auf den von ihm zuerst „bessenen“ Schatz geltend; er ließ das Umbrastück durch die Matrosen zu Schiff bringen und, nach Abzug alles dessen, was er von dieser Ausbeute an seine Reisegefährten abgab, blieb ihm aus dem Verkauf seines kostbaren Ruhestüches noch ein Kapital von 2,500 Pfund Sterling (gegen 30,000 Gulden), als reiner Gewinn zurück, eine Summe, welche bei glücklicher Benutzung den Wohlstand seines Hauses noch für Kinder und Kindeskinde begründete.

Statt zu keuchen und zu schwitzen,
Sollst du manchmal stille sitzen;
Oft am Werktag nicht gelingt,
Was die Sabbatsruh dir bringt.

Erhörtes Gebet.

In einem großen und volkreichen Dorfe lebte der blutarme, aber fromme Jonathan von seiner Hände Arbeit mit seinem Weibe und seinen drei Kindern. Er war ein vielgeprüfter, oft mit Krankheiten heimgesuchter Mann, doch dabei geduldig, arbeitsam und unermüdet, seine Hand zu bieten zum Herbeischaffen des täglichen Brodes, um das er unsern Vater im Himmel bat. Und dieser gab ihm lange nicht allein das selbe, sondern auch die beste Würze dazu, nämlich Heiterkeit und Zufriedenheit, ihm und den Seinigen. Dazwischen kamen aber auch Prüfungen. Unter andern zur Erntezeit, als er für einen Gutsbesitzer Getreide einfahren sollte, glitt er auf einem Gerstenhaufen aus, fiel herab und verrenkte sich den Knöchel am Fuß. Da war nun während mehrerer Wochen an seine Arbeit und an keinen Verdienst zu denken, und in Jonathans Hütte ging es dazumal wie in einer Mühle, die nur ein einziges Wasserrad und oben drein ein gebrochenes hat. Es war für den guten Mann eine gar schwere Zeit!

Und für seine Frau mit ihrem Mutterherzen nicht minder. Sie kam eines Tages in die Kammer, wohin sich der Patient vor den Stubenfliegen geflüchtet hatte, und weinte — „Was ist dir?“ fragte sie Jonathan, „was betrübt dich?“ — „Die Kinder,“ antwortete die Bekümmerte, „sind nach Hause gekommen und sagen, sie seien hungrig; aber in der Tischlade — — „Ist nichts,“ versetzte Jonathan, und in der Tasche ist auch nichts. Es kann nicht anders sein. Aber der Herr spricht durch den Mund seines Propheten: „Sein Brod wird ihm gegeben und sein

Wasser hat er gewiß.“ Glaubst du das, und vertraust du auf die Verheißungen des Treuen und Wahrhaftigen, so kniee hier an meinem Schmerzenslager nieder. Wir wollen mit Gott reden und ihm sagen, wie's mit unsern Kindern steht, daß sie keinen Bissen Brod haben, und wir keinen Heller, ein Loth zu kaufen. Wer weiß, was Gott thut! Hat Er doch befohlen: „Rufe mich in der Noth so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!“

Jonathan rebete nun laut mit Gott, klagte Ihm die Noth, und hielt ihm seine Verheißungen vor. Die Frau sprach in ihrem Herzen nach und Beide harreten dann des Erfolgs, Jonathan in der Kammer und die Mutter bei den Kindern in der Stube, stille, wie der Prophet am Bach auf die Raben, ehe sie ihm das erste Mal Brod und Fleisch brachten.

Nicht lange, so kam der erste Rabe, — eine Person mit einem Laib Brod unter dem Arme. Sie war von dem Besitzer eines großen Eisenwerks, gar nicht weit von Jonathans Hause, geschickt worden. Die Mutter gab zwar, aus guten Gründen, der Ueberbringerin außer einem herzlichen Vergeltsgott kein anderes Trinkgeld, aber sie lief sogleich zu ihrem Manne in die Kammer und verkündigte ihm, wie Gott ihr Gebet so gnädig und schnell erhört habe. — „Nun,“ erwiderte Jonathan, „Bevor das Andere geschieht, wollen wir dem Herrn Dank sagen für die Erhöhung unserer Bitte.“ Und der Allwissende hörte es, wie sie gemeinschaftlich Seinen herrlichen Namen lobten. Dann aßen sie mit Freudigkeit, und die erste Fastenzeit ihrer Kinder hatte ein Ende.

Nach etlichen Stunden kam der zweite Rabe, und brachte ihnen auch Fleisch, wenig, und doch viel für ein Haus, worin mancher Topf und mancher Teller zerbrach, ohne Fleisch gesehen zu haben. Desto mehr wunderte sich die Mutter, und lief, was sie konnte, in die Kammer, um dem Manne diesen zweiten Gnadenbeweis der väterlichen Vorsehung und Fürsorge unter die Augen zu halten. — „Ei, siehe“, antwortete Jonathan, „Gott thut mehr als er in Seinem Worte verspricht. Er verheißt Brod, und schickt auch noch Fleisch dazu. Dafür müssen wir sogleich wieder Seinem Namen danken!“

Und die Mutter knieete neben dem Bette nieder, und sprach in ihrem Herzen nach, was ihr frommer Gatte laut mit dem Herrn rebete.

Im Wetter.

3. Mai 1887.

(Aus der Stuttgarter „Jugendfreude.“)

Das war ein merkwürdiger Abend zum Anfang des Wonnemonats, der sich diesmal so gründlich bemühte, den gestrengen Herrn zu spielen, und dem es doch unmöglich gelingen konnte. Vormittags hatten wir bei wohligen Sonnenschein draußen gestanden auf dem Friedhof, um den müden Leib unseres ehrwürdigen Vaters, der beinahe 87 Jahre durch's Erdenleben gepilgert war, in's Ruhebettlein zu legen; am Abend aber zog ein Wetter heran, das gewaltig dräute. Fahl schoben sich, wie wir von dem hohen Gemach in der Charlottenstraße über die Stadt hinblickten, die Wolken hinter dem Thurme der Stiftskirche und dem alten Schlosse herauf; Blitze leuchteten durch die gelblichte Wolkenschaar, und Donner rollten dumpf, bis man jenes unheimliche Rauschen vernahm, da die Schlossen in den Lüften auf einander prasselten; und endlich schoß es hernieder, gewaltig und erschütternd. Wie zerfetzt lagen hernach die jungen schweren Blätter der Schloßkastanien auf dem Wege; und hie eine Scheibe und da eine mußten zu erzählen von dem rasch dahingeschrittenen Hagelwetter, wo die Funken stoben und die Splitter flogen.

Im sichern Hause läßt sich solch ein Wetter am Ende noch gemüthlich erleben, wenn auch das Herz ungemüthlich sich regt im Mitleiden mit der knospenden Maienwelt. Aber der Wandersmann auf der offenen Landstraße leidet noch anders darunter. So zog an demselben Abend ein Schüler auf der Landstraße, nach seiner täglichen Gewohnheit, der Heimath zu. Schon war er durch's Dörflein unten am Berge gewandert, und die Thürme der Hauptstadt Württembergs lagen weit hinter ihm; noch eine Viertelstunde die Steige hinauf, dann geht's in die sorgsamen Mutterarme. Aber horch, da rauschen mit einemale die hohen Pappeln und die buschigen Obstbäume, und der Regen fällt, und die Schlossen brausen heran und prasseln nieder auf den zarten Jungen. Schutzlos dem wilden Sturme preisgegeben, der ihn hin und her trieb und gar auf den Boden warf, blickte der Knabe verlangend auf einen Wagen, der an ihn heranzufuhr, und eilte zum Fuhrmann mit der Bitte, er möchte ihn zu sich auf seinen Wagen nehmen. „Da wird nichts draus! Du hast junge Füße, du brauchst nicht zu fahren!“ so wies ihn barsch und rauh der Mann zurück und — fuhr vorüber!

Betrübt hängte der Junge den Kopf, als der Wagen von dannen zog; und es schwebte ihm so etwas vor den Augen wie die Geschichte vom Priester und Leviten auf der Straße nach Jericho. Aber auch am Samariter sollte es ihm nicht fehlen. Eben hatte er eine Tasche, welche vom Wagen des unbarmherzigen Mannes gefallen war, vom Boden aufgehoben; da nahete ein zweiter Wagen mitten im Wetter, „Komm, „Kleiner!“ rief der Fuhrmann, der die Geschichte vom weitem gesehen hatte und den unser Junge nicht anzusprechen gewagt hätte. Der Knabe ließ sich so etwas nicht zweimal sagen; denn die Bläue, welche schirmend den Wagen bedeckte, leuchtete ihm als schützendes Dach sehr ein. „Laß doch sehen was du da hast,“ sagte der Mann — „du hast ja soeben etwas aufgehoben!“ Sie untersuchten die Tasche und fanden dabei neben einigen andern Zetteln drei Fünfmarscheine. „Die sollte man dem Menschen gar nicht geben; der hat keine Liebe verdient; der muß keine Kinder zu Hause haben, sonst könnte er nicht so unbarmherzig sein!“ also plauberte man unter dem schützenden Dach. Aber — überwinde das Böse mit Gutem! dieser goldene Spruch aus der Feder des Apostels bekam die Oberhand. Sie fuhren drum rascher dem Manne nach und oben an der Steige erreichten sie seinen Wagen.

„Hier ist eure Brieftasche; es sind auch fünfzehn Mark darin!“ Das ließ sich der Mann gerne sagen und gerne geben, und — fuhr zum andernmale vorüber.

Unser Junge aber, dem der andere so gerne eine klingende Münze zugewiesen hätte, ging darum doch nicht leer aus. Einer hilft nicht, der andere hilft; darum muß man nicht verzagen! das war seine erste Lektion. Lieblosigkeit kommt am häufigsten und schmeckt am bittersten in der Noth; drum thue deinem Nächsten Liebes und kein Leid! das war die zweite Lektion. Liebe üben, ohne Dank zu empfangen, ist das Erhabenste! so lautete die dritte Lehre. Ich glaube, daß unser Schülerlein in der Nacht darauf besser geschlafen hat, als der unbarmherzige Fuhrmann, und hoffe, daß er seine Lektionen im Wetter noch fester im Gedächtniß behalte, als eine Schulaufgabe von heute auf morgen.

Korrespondenz von jenseits des Weltmeers.

Vor längerer Zeit kamen dem Boten fast alljährlich, aus der Umgegend von Saarunion, höchst willkommene Mittheilungen für den Kalender zu, die er recht gerne mit der Bemerkung veröffentlichte: (Freundesgabe aus Lothringen.)

Zeit etlicher
mehr, und
wichtigen U
respondent
angehörige
alten J
nicht verje
1887, seine
Verlust beg
erwähltem
und von der
vorher erhal
vom 7. Augu
die die so g
Verlies und
Wollommen
geant! —
In der t
der Kalender
der Veröff
Nägeln in
steige Kor
den längste
mittheilen,
logen, aus
folgenden U
die Veröff
abschreiben
in irgend
oder gerat
Sammlun
Mädchen,
suchen. Zu
kleinen W
logen. Da
verlassen
herrn Lehr
In dieser M
wunde ihm
was nun fol
1. Was soll
Die m
Was
Noch etw
2. So will
Und rath
Wohl bei
Die Pro
3. Sie pred
Dah der
Der W
De Woll
4. Drum g
Zu nicht
Auf hie
Baden-Württemberg

Seit etlichen Jahren geschah solches leider nicht mehr, und das aus einem guten Grunde, einer triftigen Ursache. Der liebe Lothringer-Korrespondent hat nun in Amerika seine Wohnung aufgeschlagen, den Hinkenden aber, seinen guten alten Freund, in der „Neuen Welt“ dennoch nicht vergessen, welchem er unterm 4. September 1887, seine herzlichste Theilnahme an dem schweren Verlust bezeugte, der denselben, nach Gottes unerforschlichem Rath, ganz unerwartet betroffen, und den der ferne Freund durch das, wenige Tage vorher erhaltene Straßburger „Sonntagsblatt“ vom 7. August erfahren hatte. Herzinniger Dank für die so gut und treu gemeinten Worte des Trostes und der Theilnahme! sie haben dem bekommenen Vaterherzen wohl, recht wohl gethan! —

In der theilnehmenden Freundeseppistel hat der Kalenderschreiber etwas gefunden, das wohl der Veröffentlichung werth ist und daher ein Plätzchen im 1889er finden soll. Der alte fleißige Korrespondent schreibt: Da will ich nun dem längstbekanntesten Boten ein kleines Gedicht mittheilen, das ich vor etlichen Jahren, so zu sagen, aus dem Stegreif geschrieben habe, unter folgenden Umständen: Meine Nichte sollte für die Dorfschule ein Gedicht über den Regenbogen abschreiben und fragte mich, ob ich kein solches in irgend einem Buche habe? Ich bejahte, hatte aber gerade keine Zeit in meiner bescheidenen Sammlung nachzusehen, versprach jedoch dem Mädchen, ihm am Abend das Gewünschte zu suchen. Zu meinem Erstaunen fand ich in meiner kleinen Bibliothek kein Gedicht über den Regenbogen. Das Mägdlein hatte sich aber darauf verlassen und sollte am morgenben Mittag dem Herrn Lehrer die verlangte Aufgabe mitbringen. In dieser Noth setzte ich mich in früher Morgenstunde hin und schrieb, ganz aus dem Stegreif, was nun folgt:

1. Was soll nur die Brücke, von Perlen erbaut,
Die man doch nur immer von ferne erschaut?
Was soll ihres Bogens erhab'ner Steg?
Noch eilte kein Wanderer darüber hinweg!
2. So wölbt sie umsonst wohl das perlende Thor
Und ragt sie vergebens zum Himmel empor?
Wohl hat ihres Kunstbau's großartiger Styl,
Die Pracht ihrer Farben, ein höheres Ziel!
3. Sie predigt und zeuget, so deutlich und laut,
Daß der stets wohl fährt, der Gott vertraut;
Der Bund seiner Gnade bleibt felsensfest stehn,
Ob Wasser der Trübsal auch bergehoch gehn!
4. Drum zeuget und rühmet der glaubige Christ,
Daß stets seine Zuflucht der Ewige ist:
So zieht er getränkt durch Mühen und Streit,
Auf sicherer Brücke zur ewigen Freud'!

Der liebe, nunmehr amerikanische Korrespondent sagt ferner in seinem Briefe vom 4. September 1887: Weil ich just daran bin, will ich dem Hinkenden Boten ein wahres Stückchen für den neuen Kalender mittheilen, das einmal in meinem lothringischen Heimathsdorfe sich zuge tragen hat: Es war in der Heuernte, als eines Abends das Gespräch darauf kam, daß morgen früh um 2 Uhr eine totale Mondsfinsterniß stattfinden sollte. Dabei äußerte eine gewisse gute Frau, welche gar viel auf liegende Güter hielt: „Die würde ich doch auch gerne sehen, denn eine Mondsfinsterniß wäre etwas ganz Funkelnagelneues für mich.“ Ihr gefälliger Ehemann nahm sich diesen Wunsch zu Herzen und stand schon Morgens um 1 Uhr auf seiner Wiese beim Mähen und als, wie der Kalender richtig prophezeit, Punkt 2 Uhr die Finsterniß bei klarem Sternenhimmel begann, legte der musterhafte Gatte schnell die Sense bei Seite und eilte heim, um der geliebten Ehehälfte den sehnsüchtigen Wunsch zu erfüllen, unterwegs schon im Geiste sich freuend ob des gemeinschaftlichen Genusses beim Betrachten der merkwürdigen, sehenswerthen Naturerscheinung. Ganz begeistert tritt er an das Bett seiner lieben Hausfrau, rüttelt sie sanft aus dem süßen Morgenschlaf auf, bis sie, die Augen gähmend ausreibend, fragen kann: „Na, was isch denn los?“

„Stehe rasch auf, Susanna! Jetzt kannst du die Mondsfinsterniß sehen! Aber nur flink!“

„Ei, so laß mich doch ruhig schlafen!“ zürnt die Geweckte, ich habe ja schon oft genug Finsternisse gesehen!“ sprach's, legte sich auf die andere Seite, deckte sich wieder käß zu bis über die Ohren, und dem guten und gefälligen Gatten blieb nichts anderes übrig, als ganz kühl und enttäuscht zu seiner verlassenen Sense zurückzufehren.

Der Griechenthaler.

(Von Karl Stöber.)

„Was wir zu unserer wirklichen Nothdurft vonnöthen haben, wird uns der Herr so lange geben, als wir im Glauben beten: unser täglich Brod gib uns heute!“ sagte manchmal der Pfarrer in W. zu seinem Weibe, wenn das schwache Gefäß von quälenden Sorgen überfloß, und sein Vertrauen ist seit siebzehn Jahren nicht zu Schanden geworden, ob er sich gleich bei seinen Ausgaben nie nach dem jeweiligen Zustand seiner Kasse, sondern immer nur nach dem Gebote der Pflicht oder nach dem Drange der Liebe richtete, und obgleich seine Einnahmen fast ganz von Umständen abhingen, welche man gewöhnlicher,

aber unevangelischer Weise, Accidenzien, das heißt zufällige heißt, als da sind Trauungen, Taufen, Leichen u. s. w.

Einmal nach einer schweren Krankheit, welche die Hausfrau überstanden hatte, schickte der Arzt die verlangte Rechnung. Unter dem langen Querstrich derselben war zu lesen: 20 fl. 41 kr.; in der Kasse des Pfarrers waren aber nicht einmal die angelegten Kreuzer, viel weniger die Gulden. Mit einer langen Thräne unter dem Auge legte die Wiebergensene das Papier in die Hand ihres Mannes, und der steckte es ganz ruhig an's Fenster. Etwa eine Stunde darauf kam der Schwager und sagte: „Pfarrer, ich weiß, du hast von deinem seligen Vater ein Zehnguldenloos geerbt. Von der letzten Ziehung sind zwei Gewinne zu 50 fl. in den Gerichtsbezirk gefallen. Schau doch nach!“ Der Pfarrer suchte das halbvergessene Loos unter seinen quittirten alten und neuen Zeddeln hervor, verglich es mit der Liste des Schwagers, und fand, daß er wirklich einer der Glücklichen sei. — „Schau,“ sagte er, zu seinem Weibe gewendet, der eine Thräne auf die goldgelbe Kartoffel in ihrer Hand fiel, „schau Emilie, das eine Papier verlangt zwanzig, und das andere bringt fünfzig Gulden! Wo nehmen wir Geld her in der Wüste?“

Ein anderes Mal kamen der Schneider und der Schuhmacher zugleich mit gefertigter Arbeit und mit Rechnungen darauf, weil sie wußten, daß der eigensinnige Pfarrer weder über Nacht schuldig bleibe, noch etwas abbreche. — „Wenn wir diese Rechnungen sogleich und miteinander bezahlen,“ sagte die Hausfrau in der Nebenstube dem Mann in's Ohr, „so bleibt uns kaum ein Heller übrig, und ein Zuglöstlein, so klein es ist, kann unsere Kasse wegblasen.“ Denn die Pfarrleute hatten kein Kästlein, sondern sie pflegten ihre eingenommenen Groschen und Thaler in eine einfache, gegerbte Blase zu legen. Aber der Pfarrer erwiderte: „Auch der stärkste Wind nicht. Der Herr wird schon Balast hinein thun. Zähle den Leuten nur hin. Es soll des Tagelöhners Lohn nicht bei dir über Nacht bleiben bis an den Morgen, spricht der Herr.“

Es ist allerdings wahr, durch die Berichtigung der beiden Zeddel wurde die Geldblase so leicht, daß ein Abendlöstlein sie hätte weghauchen können. Aber schon am nächsten Tage fiel in dieselbe ein nagelneuer, funkelnder Griechenthaler mit dem lieblichen Bilde des Königs Otto, und um denselben sammelten sich, wie um ein Nestel, bald wieder große und kleine silberne Eier in Menge. Deswegen sollte er auch die

Ehre haben, bei der nächsten Sammlung für einen heiligen und wohlthätigen Zweck geopfert zu werden. Die Gelegenheit dazu kam bald. Nachdem der Pfarrer in seiner Kirche auf den nächstkommenden Sonntag eine Kollekte für das Kirchlein „auf dem Moos“ angekündigt hatte und nach Hause gekommen war, sonderete er den Griechenthaler, dem Herrn zum Opfer, von dem Uebrigen ab.

Aber im Lauf der Woche wurde die genannte Blase ganz leer. Am Donnerstag war kein Heller mehr darin; und die Pfarrleute waren in große Verlegenheit gekommen, wenn sie nur einen unfrankirten Brief erhalten hätten. Denn der Griechenthaler war nur eine Münze in ein Schatzkästlein, aber nicht für den deutschen Handel und Wandel. Da wurde auch das Vertrauen des Pfarrherrn so wankend, daß er sich an dem Abgesonderten vergriff. Er besuchte nämlich, mit dem Thaler in der Tasche, einen reichen Mann, von dem er wußte, daß er Schatzgeld zu sammeln pflege, und zeigte ihm, anscheinend gelegentlich, die neue Münze, in der Hoffnung, daß er sich zum Auswechseln erbieten werde. — Das abgesonderte Opfer war in diesem Augenblick auf eine sündliche Weise preisgegeben. — Aber der reiche Mann besah den Thaler nur einen Augenblick, und gab ihn dann gleichgültig mit der Bemerkung zurück, daß er schon einen habe.

In einer peinlichen Stimmung lehrte der Kleingläubige nach Hause zurück. Der Herr fügte aber noch das Gefühl der verdientesten Beschämung hinzu. Denn seine Frau, die ihn kommen sah, eilte ihm schon über die Stubenschwelle entgegen, und reichte ihm ein Päckchen mit Geld, welches an ihn adressirt und durch den Nürnberger Boten gekommen war. Feuerroth bis hinter die Ohren, aber nicht vor Freude, sondern vor Scham und Reue, öffnete er es. Es enthielt einige Kronenthaler von einem Freunde für eine Kleinigkeit, welche der Pfarrer für eine Zeitschrift geliefert und beinahe wieder verossen hatte.

Nun wurde der Griechenthaler zum zweiten Mal abgesondert, und am nächsten Sonntag ganz im Stillen zu der Kollekte gelegt, ehe sie an die vorgelegte geistliche Behörde abgeschickt wurde.

Der Herr lasse doch Seinen Knecht nie mehr in solchen Kleinglauben fallen! Amen.

Bestandene Probe.

Susanna Helwig, ein fleißiges bayerisches Landmädchen, begab sich nach Augsburg, der schönen alterthümlichen Stadt, in der Hoffnung, daselbst irgend eine Dienststelle zu finden. Kaum in der Herberge angelangt, erfährt sie, daß bei ehrbaren Bürgerleuten die Magd plötzlich krank geworden sei. Das dienstsuchende Mädchen begibt sich in das ihr bezeichnete Haus und wird von der Gebieterin desselben unter der Bedingung angenommen, daß sie den Dienst wieder verlassen müsse, sobald die krank gewordene Magd die Gesundheit erlangt hätte.

Wenige Wochen nur dauerte die Krankheit und die Wiedergenesene konnte nochmals, zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft, dem Dienste vortreten.

Die arme Susanna wäre nun ohne Anstellung gewesen, wenn die Herrschaft nicht billig für sie gesorgt hätte und sie in dem Hause eines königlichen Beamten empfahl, woselbst die frische Magd auch völlig der günstigen Empfehlung entsprach, denn Susanna war fleißig, geschickt und getreu.

Anfänglich zwar hatte die Dame des Hauses etwas Mißtrauen in ihre Redlichkeit gesetzt, wollte ihr nicht, so mir nichts, dir nichts, jedes Geschäft übertragen und ging ihr überall auf dem Fuße nach. Solches kränkte die arme Magd gar bitter und sie wünschte einen andern Dienst. Eines Tages befahl ihr die argwöhnische Gebieterin, die Flasche rothen Wein, welche unter den Flaschen des weißen Weines stand, aus dem Keller heraufzuholen und übergab ihr den Schlüssel dazu. Susanna fand die gewünschte Flasche nicht gleich. Während des Suchens bemerkte sie jedoch, unter dem Sande, ein altes bayerisches Guldenstück, welches ihr hell entgegen glänzte. Sie nahm's und steckte es in ihre Fürtuchtasche, doch nicht in der Absicht, den Fund zu behalten. Endlich fand sie auch die Flasche mit dem Rothwein. Eilig begab sie sich zu ihrer strengen Gebieterin, händigte ihr Flasche und Kellerschlüssel ein und ging davon, ohne an die Verabreichung des Guldenstückes zu denken. Die Hausfrau ging sofort in den Keller, um zu sehen, ob das Geld noch im Sande liege. Sehr verdächtig kam's ihr vor, daß sie den Gulden nicht mehr fand; sie hatte denselben absichtlich in den Sand gelegt, um die Treue und die Ehrlichkeit ihrer neuen Magd zu prüfen. Der guten Susanna fiel's gleich darauf siebendheiß ein, daß sie das gesunde Guldenstück noch nicht, wie sie sich

doch vorgenommen, zurückgegeben. Wieder eilte sie dem Zimmer der Herrschaft zu, fand es aber schon verschlossen. Nun begegnete dem Mädchen auf der Treppe des Hauses älteste Tochter, eine Jungfrau von sechzehn bis siebzehn Jahren, welcher sie das Geld mit dem Ersuchen übergab, solches der gnädigen Frau gefälligst ungesäumt einzuhandigen; sie habe den Gulden im Keller unter dem Sande gefunden, jedoch vergessen, ihn sogleich abzuliefern.

Nun suchte die Tochter die Mutter auf und fand sie, als sie just aus dem Keller herauf kam und ihr ganz erbost und ärgerlich entgegen rief: „Morgen entlasse ich Susannen aus dem Dienst, denn ich muß dir, leider, nur sagen, sie ist mir immer verdächtig gewesen. — Um sie auf die Probe zu stellen, legte ich einen Gulden in den Kellersand, wo die Weinflaschen liegen, und befahl ihr, die Flasche mit rothem Wein heraufzuholen. Mit der Flasche kam sie wohl zurück, allein das gefundene Geld behielt sie für sich.“ Da lächelte die Tochter und streckte der eifernden Mutter den erhaltenen Gulden mit den beschwichtigenden Worten hin: „Lieb Mütterchen, Susanna hat die Probe bestanden!“

Die überraschte Hausfrau nahm das Geld, rief die Magd sogleich herbei und sagte freundlich: „Hier schenk ich dir deinen Fund: Weibe immer treu und redlich!“

Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, Lukas 16, 10. — Susanna war und blieb dies, und immer genoß sie ihrer Herrschaft völliges Zutrauen.

Sei ehrlich stets vor Gott, dem Herrn,
Und immer vom Betrüge fern!

Du wirst durch Armuth nicht entehrt;
Nur Sünde raubt dir deinen Werth.

Die Erwartung am Grabe.

Einige Zeit nach ihres Mannes Tod dachte eine gewisse kinderlose Wittve wieder an's Heirathen, was ihr nicht im Geringsten zu verdenken war, denn der Wittwenstand ist ein gar trauriger und einsamer Stand. Wirklich fand sich auch ein annehmbarer Liebhaber ein, den die Sorgfalt und die Umsicht einer guten Freundin aufgedroschen hatte. Die junge Wittve war von sentimentaler Natur und in ihrem Kopfe stiegen bisweilen sehr romantische Gedanken auf.

An einem schönen Sonntag-Nachmittag ging die Wittve mit ihrer Freundin, die ihr den Gemahl ausgekundschaftet hatte, an das Grab ihres verewigten Gatten, wohin der neue Liebhaber bestellt worden, um von dort aus einen

kleinen Spaziergang zu machen. Der Friedhof lag an einer lebhaften Landstraße, ganz mit Fahrenden, Reitenden und Gehenden bedeckt. Da stehen nun die beiden Frauenzimmer an dem blumenreichen Grabhügel in sehnlichsvoller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Der zärtlichen Wittve traten Thränen in die Augen beim Andenken an ihren lieben Todten, der immer so gut und freundlich gegen sie gewesen und sie fast, wie man zu sagen pflegt, auf den Händen getragen hatte.

Der neue Freier erschien nicht pünktlich zur festgesetzten Stunde; ein Viertelstündchen um's andere verstrich; — der sehnlichstigen Wittve dünkte sie eine halbe Ewigkeit. — Aber noch war nichts von dem so sehnlich Erwarteten zu sehen und zu hören. Zimmer mächtiger wachte nun die Erinnerung an den Verstorbenen auf, dessen Zuorkommen und Pünktlichkeit der armen Verlassenen im strahlenden Lichte vorschwebten. Einmal um das Andere klagte sie der auch ungeduldig werdenden Freundin, indem ihre Blicke schmachtend die Straße entlang späheteten: „Ach, mein lieber Mann selig, mein guter August, hätte mich nicht so ewig lange vergebens warten lassen! Ja, solch einen vortrefflichen Gatten bekomme ich in meinem ganzen Leben nicht wieder! Ach! wenn ich nur drunten bei ihm läge im kühlen Grab, denn wer weiß, was in dieser neuen Ehe noch auf mich wartet!“ — Plötzlich brach sie in den lauten Freudenruf aus: „Dort kommt er! Dort kommt er! Nun bin ich aber doch froh! Besser spät als gar nicht!“

Die sehnlich Harrende hatte nämlich den neuen Liebhaber erblickt, der jetzt auf der Landstraße ganz bequem dem Friedhofe und dem sentimentalen Stellbischein entgegen wallfahrte. Jetzt waren Angst und Kummer blitzschnell verschwunden und die Verspätigung wurde entschuldigt und gerne verziehen!

Das leere Haus.

(Mit einer Abbildung.)

Die Gesellschaft, mit der ich per Hauderer, oder Lohnkutscher, von Karlsruhe nach Stuttgart fuhr, — die Eisenbahn war damals noch nicht vorhanden, — bestand aus zwei Damen, die sich nach dem Bad Cannstadt begaben und einem Kaufmann, der in Geschäften über Ulm in's Bayerische reisen wollte. Anfangs ging es ziemlich schweigsam bei uns zu; nur einige Fragen, wie sie die Höflichkeit erfordert, wurden gewechselt. Da es noch früh war und die Morgenluft uns kühl anwehete, zogen die Damen die Schleier

herunter; der Kaufmann drückte das silbergestickte Sammetkappchen über die Ohren und sich selbst in die Ecke des Wagens und nickte bald ein. Ich überließ mich dem Anschauen der Gegend und gedachte der nächsten Tage und Wochen, die mir so manchen Genuß zu bringen versprochen.

Die Sonne war unterdessen höher emporgestiegen, und wie die Aehren und Gräser im Felde nach und nach den Thau von sich schüttelten und in den warmen Morgenstrahlen sich behaglich streckten; und wie die Vögel ihre Lieder lustiger anzuheben begannen, so regte sich's auch nach und nach bei uns. Die Damenschleier wurden gelüftet, der Kaufmann schob sein Kappchen zurück, und der Verkehr, der zwischen Menschen, die in einem so kleinen Raume vereinigt, einige Stunden zusammen verleben, so natürlich und ungezwungen sich entspinnt, begann auch jetzt unter uns anzuheben. Nachdem die Damen von ihrer Reise in's Bad gesprochen hatten und von den Bekannten, die sie dort anzutreffen hofften, theilte auch ich mein Vorhaben mit, Stuttgart wieder zu besuchen und, diesmal, auch Heilbronn und Weinsberg. Der Name Weinsberg brachte, wie leicht zu denken, das Gespräch auf den lebenswürdigen Dichter und Geisterseher Justinus Kerner, und es wurde namentlich über letztere Eigenschaft desselben Vieles für und wider gesprochen und eigene Erfahrungen wurden zum besten gegeben. So erzählte uns auch der Kaufmann folgende Geschichte:

„Vor etwa zehn Jahren war ich noch Kleinräumer, und reiste jedes Jahr mit meinen Waaren nach dem beträchtlichen Jahrmarkt, der in dem bayerischen Städtchen gehalten wurde, nach welchem ich mich auch jetzt wieder begeben. Ein Unfall der eines meiner Pferde getroffen hatte, hielt mich unterwegs auf, so daß ich, gegen meine Gewohnheit, am ersten Tage des Jahrmarkts selbst, anlangte, während ich früher immer einen oder zwei Tage eher angekommen war. Es war bereits Nacht und der Wirth bedauerte, daß er das Zimmer, das ich sonst inne hatte, vergeben, und im ganzen Hause keines mehr ledig sei. Allein, flügte er bei, in dem Hause gegenüber, das er seit einigen Wochen angekauft und das noch ganz leer stand, wolle er mir für diese Nacht ein Bett und alles, was zu meiner Bequemlichkeit erforderlich, zubereiten lassen; die folgenden Tage gebe es dann schon wieder Raum im Gasthose selbst. Bei so bewandten Umständen war mir der Vorschlag genehm; ich ließ meinen Wagen unterbringen und trat in den Wirths-saal, wo ich Bekannte und Handelsfreunde traf, die sich über



Das leere Haus.

die Vorgänge, Kauf und Verkauf, guten und bösen Wechsel am heutigen Jahrmärkte besprachen.

„Nach eingenommenem Mahle folgte ich dem vorleuchtenden Kellner über die Straße; ich selbst trug meine kostbarsten Waaren, nebst Geld und einem Paar scharfgeladener Pistolen, die ich auf meinen Reisen immer mit mir führe.

„Das schwere Thor des großen, vierstöckigen Hauses knarrte, that sich durch unsere vereinten Anstrengungen auf und rasselte wieder hinter uns zu. Ein feuchter Duft drang aus dem grau überlaufnen Hausgang und den breiten Treppen, die von unsern Tritten hallten. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das Einen überfällt, wenn man in ein so altes, weiltäufiges Gebäude tritt, in welchem sonst keine menschliche Seele athmet. Welch bunter Wechsel von Leid und Freud mag einst auch hier in diesen vielen Gemächern geherrscht haben; wie manches junge Leben mag hier zum Lichte dieser Welt gekommen, wie mancher Sarg über diese Schwelle getragen worden sein!

„Das Zimmer, welches man mir angeräumt hatte, war hoch und trug die Spuren ehemaligen Glanzes; Decke und Wände waren von Holz und mit eingelegten Figuren und Goldstreifen geschmückt. In einigen Nischen standen allegorische Statuen; ein großer Tisch, mit mächtigen, geschliffnen Füßen, nahm die Mitte ein, im Hintergrunde war eine große Alkove mit rothseidenen, verschlossenen Vorhängen.

„Der Kellner stellte den Armleuchter mit zwei Wachskerzen auf den Tisch und empfahl sich, nachdem er mir die übliche „gute Nacht!“, gewünscht hatte.

„Ich legte meine Habseligkeiten auf einen Stuhl, die Pistolen auf das Tischchen, und da ich von den Beschwerlichkeiten der Reise ermüdet war, löschte ich das Licht, sprach ein stilles Gebet und dachte an Frau und Kind in der fernern Heimath.

„Ich mochte gegen zwei Stunden geschlafen haben, als die Schloßuhr auf dem Markte Zwölfe schlug und auch der Nachtwächter mich mit seinem Gesang weckte.

„Raum war Alles verstummt, so schien mir's als hörte ich einige Thüren im Hause knarren; Tritte schallten durch die hohlen Gänge, so schwer und dumpf, daß mir graute. Ich vernahm jetzt deutlich, wie man mit einem Schlüsselbunde rasselte und bald öffnete Jemand meine Thüre. Ich richtete mich auf, ergriff meine Pistolen, entschied, sie auf den ersten, der sich mir nahen würde, abzubrühen. Noch war Alles finster und ich

konnte nichts unterscheiden. Da trat ein Diener, in einer Staatslivree, mit einem Leuchter herein und setzte ihn auf den Tisch nieder; einige andere folgten; sie trugen wie's mir schien, schwere Geldsäcke, die sie leuchtend auf den Tisch niederstellten. Endlich schritt ein alter Mann, mit dünnen Silberhaaren, herein; er trug ein rothes Kleid, an Brust und Händen mit Spizen verziert; sein Gesicht war hager und erbfaul und zeigte Spuren eines tiefen Kummers. Kaum ward er der Sätze gewahr, so fiel er mit wilder Begier darüber her; seine Augen funkelten in ihren tiefen Höhlen; mit langen, magern Fingern wühlte er in den Goldstücken, die er mit solchem Ungestüm auf den Tisch ausleerte, daß einige derselben weithin in die Stube rollten. Es war ein grausenhafter Anblick! Noch grausenhafter aber war es, als er sich mit halbem Leibe krampfhast auf seinen Mamon hinstürzte, und ihn mit beiden Armen umschloß, sodann, die Fäuste ballend, aufuhr, als wollte er Jemanden davon abwehren, endlich Alles wieder in die Sätze füllte, sich auf den Boden kauerte und ihn mit blutigen Nägeln auftrugte, als ob er seinen Schatz verscharren wollte. Der Schweiß rieselte ihm dabei über das hagere Gesicht, obgleich er am ganzen Leibe vor Frost zu klappern schien.

„Kaum athmend, und mit klopfendem Herzen, sah ich diesem unheimlichen Treiben zu und wünschte sehnlichst, es möge ein baldiges Ende gewinnen.

„Es schien aber dem nicht also, denn nun entstand plötzlich ein Geräusch vor den Fenstern; eines derselben wurde von Außen aufgebrochen, und eine verummte Gestalt stieg herein. In diesem Augenblicke schlug die Glocke Eins und der Leuchter auf dem Tische erlosch. Nun war mir als hörte ich eine zweite Person hereinsteigen und als ob sich Beide leise unterredeten.

„Der Austritt, die Scene, hatte sich geändert. Ich war fest überzeugt, daß die neuen Ankömmlinge von Fleisch und Blut seien, riß den Bettvorhang auf und rief mit fester Stimme: „Wer da?“ Es erfolgte keine Antwort. Die Gestalten, welche ich bei dem schwachen Lichte, das eine entfernte Laterne noch in's Zimmer warf, jetzt deutlicher unterscheiden konnte, blieben stehen und brückten sich in eine Nische. „Wer da?“ schrie ich abermals und feuerte zugleich eine Pistole auf sie ab. Mit fürchterlichem Schrei stürzte die eine zu Boden, während die andere zum offenen Fenster lief und auf die Straße sprang; zu gleicher Zeit vernahm ich den Fall einer Leiter.

„Ich sprang aus dem Bette und tappte durch den Pulverqualm nach dem Fenster. Kurze Zeit

darauf ging das Hofthor im Gasthause gegenüber auf und bald trat der Wirth mit einer Laterne und in Begleitung der Kellner und Hausknechte herein. Der Pistolenschuß hatte sie gewekt und die Leiter, die zerbrochen unter dem Fenster lag, ließ sie nichts Gutes ahnen. Ich erzählte den Vorgang mit kurzen Worten. Des Geisterspuks wollte ich nicht erwähnen, da ich nicht wußte, ob ich ihn als Erzeugniß meiner Phantasie, oder als Wirklichkeit ansehen sollte. Den verummten Kerl hatte ich mitten in die Brust getroffen; er gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Der Andere war entflohen."

— Der Kaufmann schwieg jetzt und unser Hauberer hielt eben am Posthause von Baihingen, wo wir Mittag machen wollten. Unsere beiden Damen, die während der Erzählung mehr als einmal zusammengeschauert, athmeten tief auf und versicherten, daß es ihnen recht lieb sei, daß die Sonne hoch und hell am Himmel stehe, daß Raum in der Herberge und daß ein gutes Mahl in freundlicher Gesellschaft doch viel heimlicher sei, als eine Nacht im leeren Hause.

G. L. (Mülhausen).

Stille sein und Hoffen.

(Freundesgabe.)

"So spricht der Herr Herr, der Heilige in Israel: Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen; durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein. Aber ihr wollt nicht," Jesaias 30, 15.

Nichts in der Welt berührt uns angenehmer, nichts wirkt so beruhigend auf das Gemüth, als Stille — wenn alles stille ringsum, da wird das Herz so ruhig; allein noch viel ruhiger schlägt es, wenn wir selber stille sind: bei solcher Herzensstille überkommt uns dann ein Friede, der höher ist denn alle Vernunft, ein Vorschmack der Himmelsruhe, der Seligkeit.

Wie unruhig und geräuschvoll geht es zu im Leben, im Haushalt, im Dorf und besonders in den Städten! Reden, Rufen, Schreien, Kinderweinen, und stille wird es erst wenn alles zur Ruhe gegangen und die Lichter sind überall gelöscht. Aber erst in den Städten, welsch ein Lärm, welsch ein Getümmel den ganzen Tag, vom frühen Morgen an, wenn die vielen Wagen vom Land herein kommen, bis in die späte Nacht hinein, wenn endlich der letzte Nachtschwärmer seiner Wohnung zuschreitet! Das ist ein Wagengerassel, daß man oft sein eigen Wort kaum hört; hier wird geklopft und gehämmert, daß es einem durch Mark und Bein bringt, dort klumpern ungeübte Hände auf dem Klavier herum oder es

zieht ein Regiment Soldaten strammen Schrittes vorbei, mit klingendem Spiel, mit ohrenbetäubendem Trommelschlag und Trompetenschmetter. Ein bunter Menschenstrom wälzt sich durch die Gassen, Jeder eilt seinen Geschäften oder seinem Vergnügen nach und es ist nicht immer leicht durch den wirren Knäuel sich unangefochten durchzuwinden, besonders an Markttagen, wo allenthalben ein außergewöhnliches Leben und Treiben herrscht.

Wohl gewöhnt man sich schließlich an Alles, allein wie heiß muß bisweilen das Herz des Städters sich sehnen nach Ruhe und Stille, wie gerne flüchtet man sich in ein Gotteshaus, wo gedämpftes Licht, durch farbige Fenster schimmernd, magische Lichter in das geheimnißvolle Halbdunkel der ehrwürdigen Hallen wirft. — Wie muthet ein einsamer Gang durch die grünen Tannenalleen eines stillen Gottesackers uns an, wo so Viele aus all der Unruhe dieses Lebens eingegangen zu der Ruhe, die noch vorhanden dem Volke Gottes! Wie freut sich alles auf das Stillleben auf dem Lande, und in der Ferientzeit, wie lustwandelt solch eine Stadtfamilie in unsern Vogesenbergen seelenvergnügt durch schattige Buchenwälder oder in einem entlegenen Schwarzwaldthälchen, das klare, leise plätschernde Bächlein entlang! Wie sitzt es sich am Abend so gemüthlich auf lustiger, rebumponener Veranda, wenn aus den Fensterlein der zerstreuten Berggüthen noch Licht blinkt. Der nahe Bach so traulich rauscht und der Vollmond aus den finstern Tannen hervorleuchtet. — Ja, Stille, vollkommene Stille, welsch ein Labsal, welsch ein Hochgenuß, welsch eine Erlösung für das ruhebedürftige Menschenherz!

Auf der Insel Rügen, im wundervollen Park des Fürsten von Putbus, saß ich einmal vor vielen Jahren einsam auf einem schattigen Bänkehen und blickte sinnend und der fernern Heimath gedenkend hinaus auf das unabherrschbare Meer. — Hier und dort zog ein weißes Segelboot oder ein rauchender Dampfer durch die grünen Wogen der Ostsee. Stille ringsum, tiefe Einsamkeit, nur ein paar Edelhirsche grasten im nahen Gehölze und unwillkürlich mußte ich denken: hier ist gut sein, da möchte ich wohnen, an diesem schönen Orte ließe sich ruhig träumen und dichten. Kein Wunder wenn der große Dichter Karl Gerok solch eine Vorliebe hat für Rügen und Helgoland; ist es nicht leicht begreiflich, daß auf jenen stillen, meerumsflossenen Eilanden solch herrliche Gedichte seiner Feder entlossen?

Auf der Wengernalp, am Fuß der Jungfrau,

im Berner Oberland, kam es mir noch viel stiller vor. Kein Laut, kein Geräusch: nur hier und dort das harmonische Schellengeläute der Heerden, die hier oben weiden gehen, die melodischen Klänge eines Alpenhorns, das ferne Rauschen eines Wasserfalls oder der dumpfe Donner einer fallenden Schneelawine, sonst alles still. — Wie stärkend, wie wohlthuend, wie erquickend für den Geist, der hier auf solcher Höhe, fernab von der Welt und ihrem rastlosen Jagen und geräuschvollen Treiben, wieder ganz zu sich selbst und zur Ruhe gelangt.

Allein, ist Stille an und für sich schon angenehm, Stillesein ist noch viel schöner und besser. Was nützt uns die ruhigste Umgebung, wenn der Sturm der Sorgen, des Unfriedens und der Leidenschaft unser Herz durchtobt? „Was betrübst du dich, meine Seele und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist,“ Psalm 42, 12. Sei stille, wenn Gott mit dir redet, sei seine Hand schwer auf dir ruht, sei stille wenn er mit Leiden dich heimsucht oder mit ernstesten Worten deine Sünden dir vorhält. David sagt: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft“, Psalm 62, 2. Sei stille, wenn die böse Welt dich schilt und dir weh thut. Denke an den König Saul: als die Leute ihn schalteten und verachteten, was that er? Er that als hörte er es nicht. Wie edel und klug war das! „Vergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltwort,“ 1. Pet. 3, 9. Stillesein ist das Beste in solchen Fällen, allein nicht immer ganz leicht, doch auch nicht unmöglich; Stillesein hat manchem Haber ein Ende gemacht und noch Keinen gereut. Christus schwieg auch stille vor seinen ungerechten Richtern und den falschen Zeugen: „Er war still wie ein Lamm vor seinem Scherer; also hat er nicht aufgethan seinen Mund,“ Apostelgesch. 8, 32. „Welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt; er stellte es aber dem heim, der da recht richtet, 1. Pet. 2, 23.

Stillesein ist viel schon, aber noch nicht alles. Stillesein und Hoffen, sagt der Prophet, macht stark. Was haben wir davon, wenn wir noch so stille sind, wir verlieren aber den Muth und geben die Hoffnung auf? Wie süß ist das Hoffen, noch schöner beinahe als die Wirklichkeit! Mitten im Winter, wenn alles verschneit und erstarrt, wie träumt es sich da so angenehm von den lieblichen Tagen des kommenden Frühlings, mit seinem zarten Erstlingsgrün und seinen köstlichduftenden Weischen am Wege! Ober wenn einer wochenlang krank gelegen, wie hofft er auf bal-

dige Genesung, wie freut er sich des Tages, wo er zum erstenmal wieder, dem dumpfen Krankenzimmer entronnen, ein halb Stündlein sich ergehen darf im Garten, unter blühenden Rosen! Bis in das höchste Alter, ja bis zum Grabe begleitet uns die Hoffnung als eine freundliche Erbsäterin und nur den Gottlosen gilt das trostlose Wort: *Lasciate ogni speranza! Lasset alles Hoffen!*

Die schönste Hoffnung aber, die nie zu Schanden werden läßt, die uns nicht täuscht, wie so manche irdische Hoffnung, die Gott durch sein Wort uns in's Herz gepflanzt und durch das Leben, Leiden, Sterben, Auferstehn und Himmelfahren seines Sohnes verbürgt, unsre glücklichste Hoffnung ist die: Wer geglaubt, geliebt, und gehofft, der wird im Himmel, im Vaterhaus, im Paradies schauen was er geglaubt, geliebt und gehofft. Mögen denn auch manche Lustschlösser, die wir gebaut, zusammenfallen, viele Hoffnungen, die wir gehegt, mit bitterer Enttäuschung enden, die lebendige Hoffnung auf Gottes Gnade in Christo Jesu, die Hoffnung eines ewigen Lebens im Himmel droben, sie bleibt im Leben, Leiden und Sterben unser liebster und einziger Trost. Sie stärkt uns in jeder Schwäche, sie ist eine wunderbare Gotteskraft, die uns über jedes Hinderniß, durch alle Schwierigkeit und Kümmernisse siegreich hindurchhilft und uns gewiß unverletzt und glücklich zu Gott hinführt. Befehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen. Ps. 37, 5. Siehe: Jes. 40, 31.

Ja, unser Wahlspruch sei und bleibe: „Stillesein und Hoffen!“
Lichtenberg. Ed. Spach.

Beim Wort genommen.

(Aus der Stuttgarter „Zugendreude“.)

„Mutter,“ fragte der kleine Karl und legte den Zeigefinger seiner rechten Hand bedächtig an die Nase, „warum muß ich noch am Abend beten: Unser täglich Brod gib uns heute?“

Karl war eben im Auskleiden begriffen und hatte bei der Abendandacht nach seiner Gewohnheit das Vater unser gesprochen. „Nun,“ erwiderte die Mutter, „du willst ja jeden Tag etwas zu essen haben; ich denke, es ist gut, wenn du den lieben Gott darum bittest.“

„Aber heute, Mutter, heute heißt es,“ sagte Karl und trippelte ungeduldig, daß man ihn nicht verstand, mit den Füßen. „Siehst du, der Tag ist herum. Morgentafel, Mittagessen, Besper und Nachtesse sind vorüber. Nach dem Abendsegen

krieg' ich nichts mehr, sagst du immer — was brauche ich also noch zu beten?"

Die Mutter mußte herzlich lachen. "Siehst du wohl, mein Kind," sprach sie erklärend, "hebe ich dir etwas zu essen geben kann, muß es ja auch zuvor wachsen. Da schickt der liebe Gott am Tag Sonnenschein und Regen und des Nachts den Thau des Himmels, der die durstigen Pflänzlein tränkt. Dann gedeihen Gras und Kräuter und die Aehren auf der Flur werden groß und voll. Würde Er es nicht thun, könnte all unser Arbeiten und Sorgen uns nicht helfen. Darum bete du jeber Zeit herzlich: Unser täglich Brod gib uns heute. Wenn du dann auch nicht sogleich darnach zu essen bekommst, sieh', so bereitet dir's der liebe Gott auf morgen."

Zwar schien es, als ob der kleine Karl nach dieser erhaltenen Aufklärung mit der Sache im

Reinen sei; wenigstens gab er sich zufrieden. Aber das Wörtlein "heute" kam ihm nicht aus dem Sinn. Als er schon im Bette lag, rief er die Mutter noch einmal herbei. "Aber Mutter, ein Bettbröckchen wird doch mit dem Gebet wohl noch gemeint sein?" sagte er schelmisch und bittend zugleich.

Es war da nichts anderes zu machen. — Die Mutter ging, um ihrem Ledermäulchen noch etwas zu holen. Karl ist eben ein kleiner Materialist und mag gerne handgreifliche Dinge; das "heute" ist ihm lieber als das "morgen". Wird er einmal größer sein, wird er des Betens Nut und Zweck tiefer verstehen, und falls er nur darauf aus ist, auch bei dem lieben Gott manches herauszuschlagen, so gut wie das Bettbröckchen bei der Mutter.

M. L.

Die hauptsächlichsten Weltbegebenheiten im verfloffenen Jahre.

(Mitte September 1887 bis Ende August 1888).

Im letzten Kalender haben wir erzählt, daß in Bulgarien eine Regentschaft eingesetzt worden ist. Diese Regentschaft ließ am 8. Juli 1887 den Prinzen Ferdinand von Coburg-Cohary, einen Enkel von Ludwig Philipp, d. h. einen Sohn seiner Tochter Clementine, Herzogin von Coburg-Cohary, zum Fürsten von Bulgarien wählen. Derselbe zog am 11. August in Bulgarien ein, und regierte seither mit sehr abwechselndem Glück; doch ist zu bemerken, daß unter seiner Regierung das Eisenbahnetz zwischen Oesterreich, Serbien, Bulgarien und der Türkei vollendet und damit der direkte Schienenweg zwischen Wien und dem wichtigen türkischen Hafen von Salonichi sowie mit Konstantinopel selbst vollendet wurde.

In Italien hat sich nichts Neues zugetragen, als daß der alte Minister Depretis am 29. Juli 1887 starb und durch den gewandten Sicilianer Crispi ersetzt wurde, der ein warmer Anhänger des Bündnisses mit Deutschland und Oesterreich ist. Mit Frankreich wurde der Handelsvertrag Anfangs Dezember auf beiden Seiten abgebrochen, was auf beiden Seiten üble Folgen für das Geschäftsleben herbeiführte, die sich sogar bis nach Elsaß-Lothringen fühlbar machen. Der Krieg in Afrika wurde durch den Rückzug des Regus von Abyssinien, der mit Mohamebanern und aufrührerischen Häuptlingen zu kämpfen hatte, beendigt.

In Frankreich folgte eine Ministerkrise auf die andere; es gab aber zu Ende des verfloffenen Jahres auch eine Präsidenten-Krise. Das ging

so zu: Es kamen Schwindeleien mit dem Handel von Orden und Stellen und mit dem Zuschlag von Lieferungen an den Tag, durch welche General Caffarel, Unterstaatschef des Kriegsministers Ferron, und Senator General und Baron von Anblau schwer kompromittirt wurden. Anblau wurde flüchtig; Caffarel verlor das Commandeurkreuz der Ehrenlegion und mußte eine Geldbuße von einigen Tausend Franken und Schadenersatz bezahlen. Damit war aber der Lumpenhandel noch lange nicht zu Ende; denn der Hauptlump war der eigene Schwiegersohn des Präsidenten der Republik, der Deputirte des Indre-et-Loire Departements Wilson, der den Elyseepalast, welchen er mit seinem Schwiegervater bewohnte, zu einer großartigen Winkelagentenbude gemacht hatte. Dieser Herr wurde zwar freigesprochen, weil sich kein Paragraph des Strafgesetzbuchs genau auf ihn anwenden ließ; allein er verlor seine Deputirtenstelle, wurde aus der Ehrenlegion gestoßen und mußte den Elyseepalast verlassen, da sein Schwiegervater, der alte Grövy, aus greisenhafter Halsstarrigkeit den saubern Patron in Schutz nahm. Die Deputirtenkammer und der Senat waren darüber erbittert und zwangen Grövy seine Demission zu nehmen. Jetzt lebt der alte Herr, dem ein besseres Ende zu gönnen gewesen wäre, in seinem Vandute im französischen Jura zu Mont-sous-Vaudrey. An seine Stelle wurde mit glänzender Mehrheit und viel rascher als man geglaubt hatte, Carnot, der würdige Enkel des großen Kriegsministers aus der Re-

volution und der Sohn desjenigen Carnot, der der erste Unterrichtsminister der zweiten Republik gewesen war und der noch als Alterspräsident des Senats die Erhebung seines Sohnes erlebte, zum Präsidenten der Republik auf sieben Jahre gewählt. Das gegenwärtige Ministerium desselben wird von dem bekannten Pariser Advokaten Floquet, dem langjährigen Präsidenten der Deputirtenkammer, präsidiert.

In Deutschland hat sich das Kaiserhaus vollständig verjüngt. Am 9. März hat der ruhmreiche Kaiser Wilhelm, nahezu 91 Jahre alt, die Augen geschlossen. Das letzte Wort dieses pflichttreuen Monarchen war: „Ich habe nicht mehr Zeit müde zu sein.“ Ihm folgte sein todkrankter Sohn als Friedrich III. auf den deutschen Thron nach. Er regierte nur 14 Wochen lang und es wäre viel über die kurze Regierung des menschenfreundlichen und freisinnigen Fürsten zu sagen; allein er starb zu früh für sein Volk und die Menschheit und wurde am 15. Juni durch seinen jugendlichen Sohn Wilhelm II. ersetzt, welcher in seinen verschiedenen Erlassen hauptsächlich an die Tradition seines Großvaters seine Regierung anknüpfen zu wollen erklärte. In seiner kaiserlichen Botschaft an den Reichstag rühmte derselbe die alte Freundschaft, welche Preußen mit Rußland verbinde und um diese zu befestigen reiste der Kaiser bald nach seiner Thronbesteigung nach Rußland. Er wurde in Petersburg mit dem größten Pomp, aber auch mit großer Herzlichkeit empfangen, und reiste von da, zu kurzen Besuchen an den Höfen von Stockholm und Kopenhagen und weiter, in seine Staaten zurück.

Ueber die sich vorbereitende Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden wir, so Gott will, im nächsten Kalender berichten.

Der Kaiser von Brasilien reist seit zwei Jahren in Europa herum. Der freundliche alte Herr ist in Mailand schwer erkrankt, hat sich aber für seine 63 Jahre recht gut wieder erholt.

Bedenkliche Krankheit.

Ein Studiosus will seinen Freund und Studiengenossen kurz vor Mittag besuchen, findet ihn aber zu seiner Verwunderung noch im Bette. „Ei, was ist denn das!“ ruft der Besucher, „am hellen Mittag noch nicht aufgestanden! Du wirst doch nicht krank sein? Hast du schon nach einem Arzt geschickt?“ Wehmüthig seufzend klagt der Bettwärter: „Ach, mir kann kein Arzt helfen!“ Ganz erschreckt forscht der Freund weiter: „Aber,

um's Himmelswillen, was fehlt dir denn eigentlich?“ Und die Antwort auf diese Frage lautet: „Was mir fehlt? meine Kleider, die heute früh der Gerichtsvollzieher wegen Schulden gepfändet hat!“

Missverständnis.

Ein noch ziemlich unerfahrener Schulamtskandidat wurde als Zeuge zu einer Gerichtsverhandlung geladen, bei welcher der Angeklagte sein naher Verwandter war. Der Vorsitzende macht sämtliche Zeugen auf die Wichtigkeit des Eides aufmerksam, ermahnt sie ernstlich nur die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu sagen, und wendet sich dann an den künftigen Schulmeister, dem er klar auseinandersetzt, daß er, als naher Verwandter des Beschuldigten, nicht auszusagen nöthig habe, wobei der Gerichtspräsident schließlich die Worte gebraucht: „Also, Sie können das Zeugniß beklinnern.“ — Sofort erhebt sich der junge Mann von der Zeugenbank und ruft, nicht ohne Selbstbefriedigung: „D ja, gewiß!“ Dann fängt er an: Nominativ: das Zeugniß, Genitiv: des Zeugnisses, Dativ: dem Zeugniß u. s. w. zur allgemeinen Belustigung der Zuhörer. Er würde sicher auch den Pluralis, die Mehrheit, noch beklinnert haben, wenn der Vorsitzende ihn nicht lächelnd unterbrochen und ihm erklärt hätte, daß das Wort „beklinnern“ halb französisch sei und auch die Bedeutung „ablehnen“ habe.

Spinnengespräch.

Wohl verstanden, nicht Spinnen sind's, die hier ein Zwiegespräch halten, sondern eine Mutter und ihr noch gar unerfahrenes Töchterlein, das Kickele, welches ganz naiv folgende Bitte an die gute Mutter richtet: „Gelt, Mamme, de Kochsch m'r au emol Spinne forr's Zmitta-esse?“

„Warum nicht gar!“ meint die verwunderte Mutter; „Da hast du einen kuriosen Einfall! Wer wird denn Spinnen essen!“

„Ei,“ sagte die Kleine, „in mym G'schichte-büchel heißt's doch von ere-n-arme-n-alte Frau, uff hoochdtisch: Sie ernährte sich einzig und allein mit Spinnen.“

Auflösung der Räthselnüsse.

I. Noah, Noth. — II. Offenburg. — III. Aussage, Auslage. — IV. Verurtheilung, Vertheilung. — V. Wehmüth. — VI. Händel, Händelie (Handschuhheim). — VII. Millionär, Missionär.